P. o. germ.

1054/1

Perfall

Vornehme Geister.

Roman

von

K. von Verfall.

I. Band.

Düsseldorf,

Verlag von Felix Bagel.

(1883)

1/2. 4,—

1883

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vornehme Geister.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Es war Mittag zwölf Uhr. Aus den hohen Säulenhallen des Universitätsgebäudes strömte eine nicht enden wollende Schaar von Studenten, das breite Trottoir zu beiden Seiten der eleganten Straße überschwemmend, welche nach der Altstadt führte. Mancher Philister ärgerte sich über eine dicht gedrängte, plaudernde Gruppe, der er ausweichen mußte, manches hübsche Mädchen suchte mit purpurrothen Wangen eilig den Ausweg aus dem Schwarme scherzender Musensöhne.

Mitten unter dieser Schaar, die sich allmählich nach verschiedenen Seitengassen vertheilte, schritten zwei junge Leute, welche in dem Contraste ihres Aeußern die beiden

Gegensätze der modernen Hochschulen typisch kennzeichneten.

Die poetische historische Gestalt des Corpsstudenten mit farbiger Mütze, Schnürrock und Schläger tritt wenigstens auf den hauptstädtischen Hochschulen immer mehr zurück vor der großen Menge von Commilitonen, die kein anderes äußeres Abzeichen ihres Standes besitzen, als die mehr oder minder hervortretende Intelligenz in den Gesichtszügen und gelehrte Bedächtigkeit oder burschikos stürmisches Selbstbewußtsein in Gang uud Haltung.

Mit dem Zurücktreten des Corpsstudenten, der bis vor kurzem noch als die typische Vertretung des Studententhums gelten konnte, sind zwei andere Figuren auf den größeren deutschen Hochschulen charakteristisch geworden, der »reiche« und der »arme« Student. Unter der farbigen Mütze war die akademische Gleichheit, man war Student und Niemand frug weiter, ob des grün Bemützten Wechsel größer sei als der des roth Bemützten. Jetzt drängt sich von selbst dem Beobachter die Differenz auf zwischen dem eleganten Dandy, der unter der Thür des Hörsaales seine hellen Glacéhandschuhe

an die Finger streift, und dem jungen Manne, der, zumal was Stiefel und Hut anlangt, mit der Mode in Widerspruch steht. Diese Ausbildung eines äußeren Gegensatzes hatte auch die Entstehung eines inneren socialen zur Folge. Im Corpsleben spricht man wohl auch von gewissen Corps, welche sich ausschließlich aus den Söhnen reicher Leute rekrutiren, allein der Grafensohn mißt mit dem Sohne des Schullehrers seine Klinge, und bei bestimmten Gelegenheiten trinken sie aus einem Horne oder Pokale. Ganz anders ist es in diesem modernsten Studententhume. Hier sitzt das Kind der »guten Gesellschaft« mit dem Koststudenten in einem Colleg, auf einer Bank, aber ihre Interessen sind nicht dieselben, sie sprechen nicht einmal zusammen, kaum daß sie sich begrüßen, und auf der Straße sind sie einander völlig fremd. Der Student ist untergegangen in den allgemeinen Gesellschaftsbegriffen und, wenn der Aermere noch seinen studentischen Charakter hoch hält, weil es das Einzige ist, was ihm in seinen eigenen Augen einen besseren Werth verleiht als dem nächsten Besten, so will der »feine« Student diese Eigenschaft ignorirt wissen.

Er ſtudirt, weil dies zu ſeiner völligen Ausbildung gehört, aber er hat nichts mit jenen Anderen zu thun, denn er iſt vor Allem der Baron Soundſo oder der Sohn des Präſidenten Soundſo; der Name »Student« hat für ihn einen unangenehmen Beiklang, ſcheint ihm ein geſellſchaftliches Hinderniß.

Dies ſchien jedoch nicht gerade die Anſicht des jungen Baron Hallſtedt zu ſein, da er ſonſt wohl nicht mit dem stud. phil. Hertinger ſo geſprächig über die Straße geſchritten wäre. Eugen von Hallſtedt war ein bildſchöner junger Mann von bereits fünfundzwanzig Jahren. Seine hohe, ſchlanke Geſtalt und das Freie, Selbſtbewußte in ſeiner Haltung zeigten ſofort im Einklange mit der tadelloſen Eleganz ſeiner Toilette den Sohn der vornehmen Stände. Das leuchtende dunkle Auge aber, der ſcharfe antike Geſichtsſchnitt und die breite Stirn deuteten auf einen hohen Grad von Intelligenz. Um den kleinen wohlgeformten Mund, deſſen Oberlippe ein ſchwarzes Bärtchen ſchmückte, ſpielte ein liebenswürdiger heiterer Zug. Er führte das Geſpräch ganz allein, denn ſein Gefährte ſchritt ſtumm, den Blick

zur Erde gekehrt, neben ihm. Hatte der Baron beinahe südlich braunen Teint, so zeigte Hertinger jene starke Röthe des Gesichts, welche Hellblonden häufig eigen ist. Er war im gleichen Alter mit Hallstedt, aber bartlos. Nur ein heller Flaum lag auf dem ziemlich derben, dickwangigen Gesichte, dessen wasserblaue Augen mehr von großer Seelengüte als von hervorragender Intelligenz sprachen. Seine Toilette stand in grellem Kontraste mit der des jungen Freiherrn. Ein arg vergriffener, breitkrämpiger Filzhut bedeckte das semmelfarbene, glatte Haar, eine dicke Tuchjacke, die nur wenig über den Oberschenkel ging, den breitschultrigen Körper, und die Beine staken in grauen Hosen mit arg vortretenden Knieen. Daran schloß sich ein breitspuriges, wuchtiges Stiefelpaar.

Baron Hallstedt hatte bereits vor zwei Jahren sein juristisches Fachstudium abgeschlossen und sich den Doktortitel erworben. Jetzt lebte er seiner Liebhaberei, seinen antiquarischen Studien, und hatte die Universität der Hauptstadt aufgesucht, weil an derselben der bekannte Kunsthistoriker Hofrat von Bodenhausen docirte. Zu-

gleich bot sich ihm hier mancher gesellschaftliche Vorteil, da sein Oheim Generalintendant der königlichen Theater war. Seine Eltern waren beide tot und er selbst im Besitze bedeutender Majoratsgüter. Doch zog er es vor, diese durch einen tüchtigen Inspektor verwalten zu lassen und theils auf Reisen, theils auf Universitäten seinen schönen Neigungen zu leben.

Joseph Hertinger war spät zum Studiren gekommen und stand jetzt in seinem vorletzten Semester. Die Philologie war für ihn ein hartes Brotstudium, das nur durch Stipendien- und Unterrichtsstunden möglich wurde, denn sein Vater, der Schulmeister in Groß-perlbach, konnte dem ältesten von acht Kindern keinen großen Monatsgehalt aussetzen.

Die beiden jungen Leute waren im Colleg des Hof-rathes von Bodenhausen zusammengetroffen. Seit dem Beginne der vierzehn Tage zuvor eröffneten Collegien hatten sie wiederholt nebeneinander gesessen, und der Baron hatte Hertinger immer freundlich gegrüßt. Heute waren sie zum erstenmal ins Gespräch gekommen. Hertinger stenographirte die Vorlesungen nach, und am

Schlusse des Collegs frug ihn der Baron, ob er nicht geneigt sei, gegen ein entsprechendes Honorar für ihn das Stenogramm in Currentschrift zu übertragen, da er selbst der Stenographie unkundig und daher nicht in der Lage sei, den Vortrag ausführlich, wie er es wünsche, zu Papier zu bringen. Hertinger nahm die in zartfühlendster Form gestellte Offerte an, und nun begann Hallstedt ein Gespräch über die Vorträge des Hofrathes, währenddessen sie die Treppe hinab und auf die Straße schritten.

In einiger Entfernung von der Universität trennten sie sich. Der Baron gab Hertinger die Hand und sprach den Wunsch aus, ihn näher kennen zu lernen, um dann, einen linkischen Gruß desselben mit einer freundlichen Verbeugung des entblößten Hauptes beantwortend, in eine der eleganten Seitenstraßen einzubiegen, während dieser die Universitätsstraße weiter hinauf der Altstadt zuschritt.

Baron Hallstedt begab sich nunmehr beschleunigten Schrittes in seine nahe Wohnung, vertauschte dort das elegante Jäckchen, das er unter dem Taillenpaletot ge-

tragen hatte, mit einem schwarzen Salonrock, ordnete ein wenig das dunkle, gewellte Haar, nahm aus einem Carton hellere Handschuhe und den schmalkrempigen, neumodisch hohen Cylinderhut von der Kommode, auf die er nonchalant hingestellt gewesen war, und hüpfte nach dieser Metamorphose mit jugendlicher Lebhaftigkeit die breite steinerne Treppe hinab. Auf die Gasse gekommen, ging er auf das jenseitige Trottoir und trat nach einigen Schritten in ein elegantes Miethshaus. Im zweiten Stockwerke desselben war an einer hohen Flügelthür auf einem Porzellantäfelchen zu lesen: „Margarethe Teczky, k. Hofopernsängerin." Dem Dienstmädchen, das auf sein Klingeln öffnete, gab er seine Karte, und dieses meldete bald darauf, das Fräulein erwarte ihn.

Baron Hallstedt hatte die Sängerin vor einigen Tagen bei einer Abendgesellschaft seines Onkels, des Intendanten, kennen gelernt und sich so angenehm mit der Dame unterhalten, daß er sich die Erlaubniß zu einem Besuche erbat, der ihm auch freundlichst bewilligt wurde.

Als er in den mit einfacher Eleganz ausgestatteten Salon trat, in welchem nur ein großes photographisches Kostümbild auf die Berufseigenschaft der Bewohnerin deutete, empfing ihn ein alter Herr von mittelgroßer behäbiger Gestalt. Ein langer weißer Schnurrbart hing militärisch zu beiden Seiten des Kinnes herab. Das bis in den Nacken fallende Silberhaar und die weite Sammetjacke erinnerten jedoch einigermaßen an den »Theatervater«, der es nicht lassen kann, seine mittelbaren Beziehungen zur Kunst wenigstens in kleinen Aeußerlichkeiten zu bezeichnen. Mit einer förmlichen Grandezza sagte der alte Herr:

„Meine Tochter wird sogleich erscheinen!“

„Ich habe die Ehre, den Vater des Fräuleins Teczky zu sprechen?“ entgegnete der Baron. Während eines nun folgenden oberflächlichen Gespräches öffnete sich die Thür eines Nebenzimmers, und die Sängerin trat, mit einem liebenswürdigen Lächeln ihm die Hand entgegenstreckend, auf Hallstedt zu. Margarethe Teczky war eine schöne Erscheinung von jener typischen Eigenart, an welcher sofort die Oesterreicherin kenntlich ist. Das weite

Morgenkleid von weiß und blauem Cachemir, an der Taille mit einer Seidenschnur umschlungen, machte den kräftigen Bau der Glieder, die Fülle der Brüste bemerklich. Dieser junonische Körper, welcher in seiner Formgebung noch eine mädchenhafte Strenge offenbarte, für die Zukunft aber ein weiches Embonpoint ahnen ließ, ruhte auf winzig kleinen, zierlichen Füßchen. Der von reichem braunen Haare gekrönte Kopf mit den braunen, weit sich öffnenden, beweglichen Augen und den dichten bis an die Schläfen gehenden Bogen, der kurzen kräftigen Nase, den vollen Lippen, dem trotzigen Kinne und den deutlich gezeichneten Backenknochen machte den Eindruck nicht einer regelmäßigen, aber einer pikanten Schönheit. Kunstlose, jungfräuliche Unbefangenheit, verbunden mit dem Gepräge sinnlicher Kraft in Haltung und Geberde, ist der Charakter solcher Frauengestalten von der Donau, die heiter lachen, zwanglos plaudern, glühend lieben, stolz dulden, durch ihr gutes Herz beglücken und durch ihre Gemüthswärme sich selbst unglücklich machen können, die es aber niemals zu Stande bringen, elegisch seufzende Heldinnen sentimentaler Ro-

mane zu werden — berückende Gestalten für die Träume eines heißen Jünglingsherzens, aber keine Musen für gedankenblässe Genies in Goldschnitt, Zauberinnen für die Einen, zu wenig ideal für die Anderen.

Margarethe Teczkys Vater war österreichischer Hauptmann gewesen und bei Sadowa invalid geworden. Die kleine Pension reichte kaum zum nothdürftigen Leben aus, viel weniger dazu, der Tochter eine Zukunft zu sichern. Da zeigte sich zu rechter Stunde ihre Begabung, und mit Hülfe vermögender Freunde wurde Margarethe zur Sängerin ausgebildet, aber auch nichts versäumt, was sonst zur guten Erziehung einer jungen Dame gehört. Die Mutter war schon früh gestorben. Unter dem Schutze des Vaters, der sie vergötterte und ängstlich behütete, wirkte sie nur kurze Zeit auf kleineren Bühnen, um dann dem glänzenden Rufe an die hiesige Hofbühne zu folgen.

Nach einer conventionellen Begrüßung nahm die Sängerin auf dem Sopha Platz, Hallstedt auf einem Fauteuil an ihrer Seite, während der Vater etwas abseits auf einem Stuhle saß. Da Hallstedt selbst

sehr musikalisch war, drehte sich die Conversation zunächst um Musik und insbesondere die Oper. Herr Teczky betheiligte sich daran in der Weise eines wohlgebildeten Mannes. Dabei ließ er freilich deutlich genug durchblicken, daß seiner Ansicht nach eine Patti oder Nilsson um kein Haar besser wäre als seine Tochter und ihr größerer Ruhm nur der größeren Reclame zuzuschreiben sei. Die Oper lenkte das Gespräch auf das Theater überhaupt und von da kam man in die Literatur. Die Sängerin bekundete eine achtenswerthe Vertrautheit mit den neuesten Bewegungen auf diesen Gebieten.

Hallstedt hörte mit lebhaftem Interesse, in welch warmen, von ihm noch nie gehörten Herzenstönen sie etwas zu rühmen verstand und mit welchem rücksichtslosen Muthe sie über Celebritäten Wahrheiten aussprach, die überall gedacht, aber selten ausgesprochen werden. Uebrigens zeigte er selbst so viel Interesse und ein so reifes Urtheil, daß sich Fräulein Teczky zu der scherzenden Frage berechtigt fühlte:

„Sie sind wohl auch so etwas wie ein Dichter?"

Hallstedt erwiderte darauf:

„Ich leugne nicht, daß ich mir von Zeit zu Zeit einige Verse erlaube, und gestehe auch zu, manchen Entwurf, manchen Anlauf zu größerem Ziele in meinem Schreibtische zu haben. Aber ich bin kein Dichter und mache auch diese Dinge nicht, um damit Interesse zu erregen. Ich bin mein einziger Leser und Hörer."

Die Dame sah den jungen Mann verwundert an und frug:

„Sind Sie denn nicht so ehrgeizig, wie begabte Männer Ihres Alters doch zu sein pflegen?"

„Nein!" erwiderte der Baron. „Ich habe wohl auch Stunden, in denen ich nach besonderen Ehren begehre, eine interessante Zukunft mir ersinne. Das sind aber eben schwache Stunden. Wenn ich raisonnabel bin — und das ist Gott sei Dank doch häufig genug der Fall — erkenne ich recht wohl, daß ich kein Recht habe ehrgeizig zu sein."

„Kein Recht?" frug Margarethe Teczky neuerdings verwundert.

„Zum Ehrgeize berechtigt ist nach meiner Ansicht nur Derjenige, welcher für seinen Ehrgeiz auch zu

handeln vermag. Man muß dazu viel, sehr viel gelernt haben und vor Allem arbeiten, unermüdlich arbeiten können. Im andern Falle ist der Ehrgeiz ein toller Wahn, wie der des Bettlers, der begehrt, Millionär zu sein. Ich habe nun Vieles gelernt, ob viel möchte ich bezweifeln. Arbeit im rechten Sinne des Wortes, unermüdliches Streben nach einem Ziele ist mir unmöglich, denn ich bin — reich. Sie staunen, mein Fräulein, über diese Logik? Der Reichthum bietet viele Vortheile, aber er hat auch seine Nachtheile. Große Männer sind selten reich geboren gewesen. Die Noth, die nach Brod schreit, ist auch nicht gut für den Ehrgeiz. Am besten gedeiht er in den gesunden Mittelverhältnissen, die freie Bewegung gestatten und doch zum Ernste antreiben. Ich, ich kann nicht meinen Geist in diese strenge Schule zwingen, deren es bedarf, um Bedeutendes zu leisten. Ich fühle dies zu meinem lebhaften Bedauern, kann es aber nicht ändern. Dazu nun bin ich mir zu gut, als sogenannter Dilettant vom Beifalle freundschaftlichen Wohlwollens zu leben und mir mit gutmüthigem Lächeln auf die Schulter klopfen zu lassen. So ziehe ich es

vor, mit den Musen heimlichen Umgang zu pflegen und daraus für mich manche schön angeregte Stunde zu gewinnen, der Welt gegenüber aber nichts anderes zu sein als der junge Hallstedt, der ohne auf den Kopf gefallen zu sein, doch keinen Anspruch erhebt, ein Genie genannt zu werden."

„Herr Baron," sagte jetzt die Sängerin, „gerade Ihre Bescheidenheit beweist, daß Sie ein bedeutendes Talent besitzen. Kleine Talente sind nicht so bescheiden."

„Es ist nicht Bescheidenheit, was mich so sprechen läßt," entgegnete der Baron. „Es giebt Momente, in denen ich unbescheiden genug bin, diese Wahrheit bezweifeln zu wollen, aber ich komme immer wieder darauf zurück. Es ist die Schuld meiner Erziehung, meiner Verhältnisse, daß ich nicht ohne Bitterkeit mich dazu bekennen muß."

„Ich hoffe, Herr Baron, Sie lassen sich öfter bei mir sehen, und dann gewinne ich doch vielleicht so viel Vertrauen bei Ihnen, um wenigstens Eines oder das Andere dieser schönen Geheimnisse kennen zu lernen."

„Ich werde sicherlich Gebrauch von dieser freund-

lichen Aufforderung zu öfteren Besuchen machen. Was aber das Uebrige anlangt, so mögen Sie es nie als Mangel an Vertrauen gegen Sie, sondern nur gegen mich selbst betrachten, wenn ich auch Ihnen gegenüber bei meinem bisherigen Standpunkte bleibe. Ein Lob von Ihnen könnte mich nur wieder in einen falschen Traum wiegen, aus dem das Erwachen unangenehm ist."

Nach diesen Worten brach Hallstedt das weitere Gespräch ziemlich rasch ab und verabschiedete sich von der Sängerin, eine erneute Einladung mit dem Versprechen baldiger Wiederholung seines Besuches erwidernd.

„Ein liebenswürdiger, aber sonderbarer Mensch!" sagte diese zu ihrem Vater, als der Baron gegangen war.

Indessen war Joseph Hertinger nach seiner Wohnung gelangt. Diese lag in einer der engen, hochgiebeligen Straßen der Altstadt, welche das hauptsächliche Quartier der kleinen Krämer und Victualienhändler bildete. Der eindringliche Geruch von Käse, Zwiebeln, Wurstwaaren, in welchen sich der warme Malzdunst aus einer nahen Brauerei mischte, belästigte den Studenten nicht mehr,

nachdem er die leiterartig steilen Treppen in das dritte Stockwerk eines schmalen, alten Hauses erstiegen hatte, welches, nur zwei Fenster an der Fronte zählend, zwischen zwei größeren Häusern eingeklemmt war. Er bewohnte eine rückwärts gelegene Stube, von welcher er über die niedrigen Dächer der Hintergebäude hinweg nach zwei schlanken Kirchthürmen sah, deren goldene Kreuze im Mittagssonnenlichte funkelten, und auf einen heiteren blauen Himmel. Die Wohnung des Studenten, eine längliche Stube mit hellgrün getünchten Wänden, zeigte jenen Luxus an Meublement, welcher sich bei einem Miethpreise von zehn Mark monatlich erwarten läßt. Ein hoher, schwerfälliger Kleiderschrank, eine Kommode, ein altmodisches Sopha mit verblaßtem, grünem Wollenüberzuge, ein Bett, eine als Bücherstelle dienende Hänge-Etagère, alte Lithographieen in geschwärzten Goldrahmen und vor dem Sopha der viereckige Tisch mit einem bunt gestreiften Teppiche — das war die ganze Herrlichkeit. Die rundliche Fülle des Bettes und die sauberen Gardinen bewiesen jedoch, daß eine sorgsame Hauswirthin waltete. Die Besitzthümer des Studenten waren keine

sehr zahlreichen und auch nicht kostbare. Einige schlechte Photographieen der Hertingerschen Verwandtschaft in gepreßten Rahmen, eine kleine Bibliothek schlicht gebundener und arg benutzter Bücher, eine Pfeife, die auf der Kommode neben einem umgeworfenen Tabakpaketchen lag, und ein mächtiges Stiefelpaar, das unter dem Bette vorsah, war Alles, was sich dem Blicke offen bot, und in den Schubfächern waren muthmaßlich auch keine Schätze zu suchen.

Hertinger entledigte sich seiner Tuchjacke und holte aus dem Kleiderschranke einen großblumigen Kattunschlafrock, welcher an den Achseln und an einem Ellbogen die Wattefütterung durchblicken ließ. Dann stopfte er das Pfeifchen, und als nach einem kräftigen Zuge eine Wolke von fragwürdigem Aroma sich langsam gegen das Fenster wälzte, pochte es an der Thür.

„Was wünschen Sie, Frau Weizeneder?“ frug Hertinger die eintretende Wirthin, seiner Pfeife noch eine dichte Wolke entsendend, ehe er sie von den Lippen nahm.

Frau Weizeneder lächelte und sagte:

„Ja, das braucht gute Weile, dazu muß ich mich

ſetzen!“ worauf der Student mit linkiſcher Geberde auf das Sopha wies.

Die nun folgende, ziemlich lange Rede der Frau Weizeneder überraſchte ihn nicht wenig. Es handelte ſich darum, daß er an einer Tanzſtunde theilnehmen ſollte. Schon ſeit Jahren hatte Frau Weizeneder Einiges beiſeite gelegt, um, wenn Bertha, ihre einzige Tochter, im richtigen Alter wäre, den Beſuch von Bällen während des Carnevals zu ermöglichen. Es galt dabei nicht nur der Rückſicht, dem ſonſt ſo beſcheiden lebenden Mädchen auch einen Lebensgenuß zu verſchaffen, ſondern die mütterliche Sorgfalt hatte noch den andern Umſtand ins Auge gefaßt: daß Bertha ſonſt gar keine Gelegenheit fand, Herren kennen zu lernen, Bälle aber notoriſch die beſte Brücke vom Mädchen- zum Frauendaſein bilden. Ein billiger Tanzlehrer war gefunden. Der Mann verlangte jedoch, daß ſechs Schüler an dem Kurſe theilnähmen, und eben der ſechſte war nicht aufzutreiben. Zeit war nicht zu verlieren, denn der Carneval kam in ſechs Wochen, und innerhalb dieſer Friſt mußten die Schüler zu perfecten Tanzkünſtlern herangebildet ſein.

Hertinger bedurfte einer Weile, bis er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte. Dann sagte er:

„Aber, liebe Frau Weizeneder, so gern ich Ihnen gefällig bin — — Tanzstunden — in meinen Verhältnissen — — —“

„Es treffen ja nur sechs Mark auf den Kopf,“ entgegnete die Hauswirthin, „und das vertheilt sich auf sechs Wochen. Sie leben so sparsam, vergönnen sich so wenig — ich rathe Ihnen gewiß nicht zur Verschwendung, aber das dürfen Sie sich erlauben.“

„Aber was thue ich mit Tanzstunden?“

„Um Gottes willen! Was thut ein junger Mensch mit Tanzstunden? Sie besuchen einige Bälle und lernen auch etwas vom Leben!“

„Ich — Bälle? Was fällt Ihnen bei? Und dann, abgesehen von allem Andern, ich bin in meinem letzten Jahre, habe nächstes Semester mein Examen.“

„Eben deshalb!“ entgegnete die unerbittliche Frau Weizeneder. „Lassen Sie einmal gründlich mit sich reden. Seit Sie auf der Universität sind, haben Sie vom Leben gar nichts kennen gelernt. Nehmen Sie mir's

nicht übel, aber Sie wissen nicht einmal, wie man sich Damen gegenüber zu benehmen hat. Ohne Zweifel machen Sie ein gutes Examen, kommen dann bald zur Anstellung und, wenn's so weit ist, denkt jeder junge Mann daran, dieser oder jener Dame gefallen zu wollen, sich ein Heim zu gründen — —"

„Aber, Frau Weizeneder!" fiel Hertinger ihr ins Wort, und sein rothes Gesicht wurde feuerfarben.

„Na! Wehren Sie sich doch nicht gegen Etwas, dem Keiner ausköммnt! Andere junge Herren nun haben schon früher gelernt, was den Damen gefällt. Sie haben höchste Zeit, Versäumtes nachzuholen, wenn Sie es nicht einmal bereuen wollen. Die Welt ist einmal so! Man kann großen Respekt vor Ihrer Gelehrsamkeit haben, aber man lacht doch über Sie, wenn Sie sich nicht gut zu bewegen wissen. Das gehört auch zur Bildung und ist für die Zukunft ebenso förderlich wie das Wissen, und Mancher hat sein Glück versäumt, weil er zu wenig Werth darauf legte. Es ist auch wahrlich nicht in der Ordnung, wenn ein Mann, der seine gründlichen Studien gemacht hat, in der Gesellschaft hinter

einem jungen Ladenbengel stehen soll, nur weil der vorwitzige Bursche sich besser drehen und mehr parliren kann als der ihm geistig weit überlegene Gelehrte."

Frau Weizeneder hätte keine bessere Saite anschlagen können, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Der sonst recht bescheidene Hertinger besaß doch eine gute Portion Studentenstolz und pflegte die besser gekleideten und gewandter auftretenden Jünger Merkurs mit der ganzen Verachtung eines »wahrhaft Gebildeten« gegen die »lackirte Ignoranz« zu betrachten. Wie alle in bescheidenen Verhältnissen lebenden Studenten hatte er bisher die Aeußerlichkeiten des Verkehrs als werthlose Dinge betrachtet, schnell bereit zu dem Schimpfworte »Geck«, es mindestens für überflüssig für einen Jünger der Wissenschaft gehalten, sich mit solchen »Hanswurstereien« abzugeben. Es lag darin theils eine kaum bewußte Heuchelei, welche das Gefühl der Armuth durch Stolz zu maskiren suchte, theils aber auch ein wirklicher Mangel an Weltkenntniß, welcher, die Bedeutung der Aeußerlichkeiten unterschätzend, es verschmähte, wenigstens so viel dafür zu thun, als die eigenen Verhältnisse immer-

hin gestattet hätten. Was Frau Weizeneder sagte, barg eine Wahrheit in sich, die er nicht leugnen konnte, und gegen diese Wahrheit bäumte sich sein Studentenstolz gewaltig auf. Er gab der Hauswirthin keine Antwort, sondern nahm eine nachdenkliche Miene an.

Diese beobachtete ihn eine kurze Weile und sagte dann, sich erhebend:

„Sie besinnen sich noch, Herr Hertinger? Nun, ich werde Ihnen Bertha herüberschicken. Die wird Ihrem Besinnen ein rasches Ende machen; der kommen Sie nicht aus!“

Ehe Hertinger etwas darauf erwidern konnte, war die Hausfrau verschwunden, und gleich darauf pochte es an der Thür. Auf sein »Herein!« betrat Bertha die Stube, ein großes, schlankes Mädchen, dessen noch unvollkommen entwickelte Formen eine Neigung zur Fülle verriethen. Die regelmäßigen, fein ausgearbeiteten Züge, der selten schöne Teint in seiner blendenden Weiße, die an den Wangen mit einem zarten Rosa wechselte, endlich die reiche Fülle des mit einer himmelblauen Seidenschleife geschmückten, dunkelblonden Haares boten ein an-

muthig fesselndes Bild, das durch den Zauber heiterer, schalkhafter Jugendlust, der in den Augen und um die Mundwinkel lag, noch gewann.

„Herr Hertinger!“ sagte sie eintretend. „Was ist es nun mit der Tanzstunde?“

„Aber Fräulein Bertha — —“

„Da giebt es kein Aber. Die Mama hat Ihnen auseinandergesetzt, daß Sie die Tanzstunden sich vergönnen können, und ich will Ihnen auseinandersetzen, daß Sie dieselben höchst nothwendig brauchen können.“

„Das finde ich eben nicht!“ erwiderte Hertinger.

„Weil Sie nicht wissen, was Ihnen noth thut. Ich aber weiß es. Sie können eine Tanzstunde sehr, sehr nothwendig brauchen, und abgesehen davon, wäre es höchst ungalant von Ihnen, mir diesen Gefallen nicht zu erweisen. Wenn Sie es abschlagen, gebe ich Ihnen kein gutes Gesicht mehr zu sehen.“

„Sie sind kindisch, Fräulein Bertha!“

„Kindisch nennen Sie es, wenn ich mich über Ihren Mangel an Galanterie ärgere? Ein Anderer würde sich

geehrt fühlen, würde sich ein Vergnügen daraus machen, mit mir Tanzstunde zu nehmen."

Hertinger war in arger Verlegenheit. Er wußte nicht, ob das Mädchen wirklich erzürnt war oder ihn nur einschüchtern wollte. Recht unbeholfen schielte er es von der Seite fragend an. Bertha trat um einige Schritte näher an ihn und fuhr in einem andern Tone fort:

„Sind Sie gescheidt, Herr Hertinger! Machen Sie mir die Freude! Ich bitte recht schön darum!"

Dabei machte sie eine Bewegung, als wollte sie ihm die Arme auf die Schultern legen. Rechtzeitig besann sie sich, und erröthend mit einem lieblich bittenden Blicke stand sie vor ihm. Er aber schien das anmuthsvolle Bild gar nicht zu sehen.

„Wenn ich Ihnen damit wirklich einen so großen Gefallen erweisen kann," sagte er mit der Bedächtigkeit eines alten Magisters, „so will ich mich nicht länger sträuben. Ihre Frau Mutter hat am Ende auch recht, es ist nicht ganz zwecklos für mich."

„Sie thun mit?" rief Bertha lebhaft. „Ich danke

Ihnen, danke Ihnen recht von Herzen!“ Dabei streckte sie ihm die Hand entgegen. Er berührte sie flüchtig und sagte:

„Bitte sehr! Wann geht es denn schon an?“

„Heute Abend soll die erste Stunde sein von sieben bis acht Uhr. Sie werden mich hinführen, nicht wahr?“

„Mit Vergnügen! Wo sind denn die Lectionen?“

„In der Rosengasse, gar nicht weit von hier.“

„Um so besser! Ich werde bereit sein!“

„Sie sind ein lieber Mensch, Herr Hertinger!“ sagte Bertha nun.

Er stammelte darauf etwas Unverständliches und ließ sie gehen, ohne den halb gutmüthig spottenden, halb fragenden Blick zu bemerken, den sie ihm noch unter der Thüre zuwarf.

Zweites Kapitel.

Die Soiréen des Hofrathes von Bodenhausen erfreuten sich eines besonders guten Rufes. Die Studenten waren bei denselben zwar nicht so zahlreich vertreten, wie in den Theegesellschaften der anderen Professoren. Nur einer oder der andere aus dem Kreise der vornehmen Universitätshörer pflegte dort zu erscheinen. Aber statt dessen schmückte den eleganten Salon die bunteste Gesellschaft von Künstlern, Schriftstellern, Professoren, angehenden Gelehrten, welche nicht mehr Studenten genannt werden konnten, aber doch zu ihrer höheren Ausbildung noch das Collegium des Herrn Hofrathes frequentirten; dazwischen erschienen auch

Cavallerieoffiziere, junge Staatsbeamte aus den besten Häusern des Landes und insbesondere auch fremde Familien, welche zu vorübergehendem Aufenthalte in der Stadt lebten. Doch nicht bloß die interessante Gesellschaft veranlaßte den Ruf dieser Soiréen, sondern auch das im Gegensatze zu anderen Professorengesellschaften luxuriöse Arrangement. Ein exquisites, warmes Souper wurde auf dem feinsten Service von reich galonnirten Bedienten gereicht, und die ausgezeichnetsten Weine standen im Ueberfluß zur Verfügung. In Uebereinstimmung damit stand die vornehme Pracht der Räume. Alles zeigte bis in das kleinste Detail, daß man sich nicht bloß im Hause eines Gelehrten, sondern eines sehr reichen und von vornehmem Geschmacke beseelten Mannes befand. Der Hofrath war von Hause aus das Kind vermögender Eltern und hatte noch dazu eine reiche Frau geheirathet, so daß seine Einkünfte als Professor und Schriftsteller ihm nur als Nebeneinnahmen gelten konnten, wiewohl schon diese sich auf eine bedeutende Summe beliefen. Es fehlte ihm daher namentlich unter den Collegen nicht an Neidern, und diese fanden es denn

auch gar nicht eines deutschen Gelehrten würdig, in solcher Ueppigkeit zu leben, ja Einige behaupteten sogar, Herr von Bodenhausen sei eigentlich gar kein gründlicher Gelehrter, er sei ein gewandter Faiseur, ein geistreicher Dilettant, der durch sein glänzendes Auftreten, durch den weltmännischen Reiz seiner Persönlichkeit und durch angeborene Lebensklugheit sich zu einer Popularität aufgeschwungen habe, der man nicht genau auf den Grund sehen dürfe. Uebrigens — so meinten immer die Collegen — war es schwer zu unterscheiden, auf was er eingebildeter sei, auf seinen Ruf als Gelehrter, auf seinen Reichthum oder auf seinen Adel. Diese Privatmeinungen verhinderten übrigens nicht, daß die Herren Collegen aus sämmtlichen Facultäten sich die feine Küche und die gediegenen Weine des Hofrathes nach Herzenslust schmecken ließen. Die Frauen und Töchter dieser Herren sprachen das Dictum ihnen nicht bloß deshalb eifrig nach, weil sie eine absolute Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit ihrer Gatten und Väter hatten, sondern sie hatten dazu noch einen ganz besonderen Grund. Der Hofrath besaß eine Tochter, die der Gegenstand aller

Huldigungen der Herren war und nicht bloß in dem engeren geselligen Kreise, sondern in der ganzen Stadt den Ruf einer Schönheit genoß. Ada war nach den Urtheilen dieser Damen ein beklagenswerthes Geschöpf, das von den Eltern falsch erzogen, an Luxus und Eitelkeit gewöhnt, schon jetzt, mit achtzehn Jahren, eine frühreife Kokette genannt werden mußte. Ueber ihre Schönheit konnte man Manches noch sagen. Es ist nicht Jedermanns Geschmack, ein solches zimperliches, gebrechliches Figürchen mit einem sentimentalen Geistergesicht schön zu finden. Die Herren machten ihr den Hof vor Allem, weil sie reich war. Aber die Hofräthin war eine schlaue Frau, welche für ihre Ada, aus der sie einen wahren Engel machte, nach einem reichen Freier, womöglich einem Fürsten, fahndete. Den Fürsten hätte man ihr in Gottes Namen gelassen. Aber die Damen tadelten es als eine entschiedene Ungezogenheit, daß Ada bei den Soiréen sich hinter einen Wall von Herren verschanzte und den anderen Damen, welche doch die Töchter von Collegen ihres Vaters waren, höchstens einen ungelenken Privatdocenten überließ. Im Großen

und Ganzen waren die Bodenhausen keine angenehmen Leute, aber man konnte sich nicht abschließen, und daher waren auch sämmtliche Universitätsprofessoren mit ihren Familien erschienen, als der Hofrath zum ersten Male in diesem Semester seine Salons öffnete.

Bereits war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft in dem lichtblauen, von einem vielarmigen, schweren Kronleuchter erhellten Empfangsraume versammelt, und die beiden hohen Wandspiegel gaben ein buntes Kaleidoskop von schwarzen Fracks mit und ohne Sterne, glänzenden Uniformen, entblößten Schultern und in allen Farben schillernden, rauschenden Roben wieder. Es war eine eigenartige Versammlung. Neben der schlanken, militärisch steifen Gestalt des Cavallerieoffiziers mit der unerläßlichen, glatt gestrichenen Frisur und der selten geistreichen, zuweilen etwas suffisanten Physiognomie gewahrte man den Privatdocenten mit dem schlecht gepflegten flaumigen Barte, dem schlichten, zuweilen widerspenstig gegen die Scheitelrichtung sich sträubenden Haare und der leise vorgeneigten Gestalt, der ein modischer Frack nicht akkurat genug am Rücken saß. Ein alter Herr

mit besternter Brust, hoher, kahler Stirn, mit brillenbewaffneten Augen und quäkerhaftem Kinnbarte conversirte mit einem Jüngling, von dessen tadellos knapp anliegender Toilette mit den nach unten weit auslaufenden Beinkleidern ein leiser Duft von Ylang-Ylang ausging, dessen Haare kunstvoll vom Friseur gekräuselt waren, und dessen kleine Füße in dem zierlichsten Wiener Schuhwerk staken. Dieselben Contraste fanden sich bei den Damen. Dort besprach sich eine Matrone in altmodischer schwarzer Seidenrobe mit dreifachen Löckchen zwischen der weißen Spitzenhaube und den Schläfen mit einer behäbigen Dame, deren fetter, weißer Nacken sich in mächtigen Contouren aus dem spitzenbesetzten kirschrothen Kleide mit weit nachschleifender Schleppe hob, während die feisten Arme von kostbaren, schweren Reifen umspannt waren. Im schlichten weißen Mullkleide, mit seidenen Schleifchen bescheiden geschmückt und züchtig im Viereck nur bis zur Hälfte des Halses ausgeschnitten, stand ein junges Mädchen neben der Altersgenossin, deren eng anliegendes Seidenkleid von blaßblauem, duftigem Colorite ein Meisterstück der Schneiderin war, mit Puffen,

Fältchen, Zacken, Spitzen und Schleifen kunstvoll verziert und das in seinem weiten Ausschnitte die jugendliche Fülle mit gewagter Freiheit, von einer Rosenknospe nur schlecht maskirt, enthüllte. Dort entfaltete eine junge Frau die ganze Pracht der raffinirtesten Mode und hob die üppigen Reize durch funkelnden Schmuck von größtem Werthe; unweit von ihr war eine andere junge Frau zu sehen, die hagere Gestalt in das umgefärbte Brautkleid — Kennerinnen schlossen dies aus dem Schnitte und der Mattigkeit der Farben — gehüllt und ein einfaches goldenes Medaillon an schwarzem Sammetbande um den Hals.

Immer mehr füllte sich der Salon mit solchen verschiedenartigen Gestalten, die, den mannigfaltigsten Lebenskreisen angehörend, nur in dem Worte »Bildung« das Motiv ihrer Zusammengehörigkeit fanden. Und dieses Wort galt für den Greis mit der geistvollen Denkerstirne, dessen Gedankenkraft als gewichtiger Hebel der modernen Kulturaufgabe arbeitet, ebenso wie für den Dragoneroffizier, dessen Werkstätte der Stall und dessen höchste Idee »das Färd« ist; dieses selbe Wort führte

das sechzehnjährige Mädchen, das vor jedem Herrn erröthete, in die unmittelbare Nachbarschaft einer »pikanten« Dame, in deren sprühenden Augen und auf deren ironisch lächelnden Lippen Romane zu lesen sind, welche, gedruckt, verbotene Lectüre für dasselbe wären. Das Wort »Bildung« hat in denselben Raum den emsig schaffenden, in diesem bunten, farbensatten Gemälde sich unbehaglich fühlenden Forscher der Urzeit mit dem parfümirten Jüngling gebracht, der nicht mehr weiß, wo das Gericht finden, an dem er sich nicht schon den Magen verdorben hätte, und nur die Gemeinsamkeit der Bildung konnte den kühnen Börsenspeculanten, der noch die heutigen Abendcourse erwägt, mit dem Jünglinge zusammenbringen, in dessen Augen das Ruhmfieber brennt, der diese glänzende Welt mit dem Gedanken betrachtet, er möchte ein Titian sein, sie mit lebendig redender Kraft auf die Leinwand zu zaubern.

Es schnurrte und summte in dieser »Republik der Bildung« wie in einem Ameisenhaufen, und noch immer kamen neue Gäste. Als sich wieder einmal die Flügelthür öffnete, eine ganze Gruppe gleichzeitig Angekom-

mener einzulassen, befand sich in derselben Baron Hallstedt. Die Salontoilette hob die Schönheit seiner jugendlichen Gestalt wesentlich, und als er mit elastischen Schritten quer durch den Salon ging, richtete sich manches Auge wohlgefällig auf die gewinnende Erscheinung. Sowohl der Hofrath als die Hofräthin empfingen den jungen Gast mit warmer Herzlichkeit. Nach einem kurzen Gespräche verabschiedete sich dieser von dem wirthlichen Paare und schritt auf eine eng aneinander gerückte Gruppe von Herren und Damen zu. Aus der Mitte derselben bahnte sich ein Mädchen den Weg, um dem Baron entgegen zu gehen, oder machte vielmehr nur eine leise andeutende Bewegung, als wollte sie dies thun und richtete gleichzeitig den Blick auf den sich Nähernden, während das Gesicht in einer lebhaften Mimik Freude auszudrücken schien. Ada Bodenhausen war eine jener Schönheiten, wie sie auf englischen Bildern beliebt sind. Hellblondes Haar ringelte sich kraus über der feinen Stirn und fiel in reichen Locken über die Hälfte des Rückens hinab; das regelmäßige, außerordentlich fein geschnittene Gesichtchen war von ätherischer

Zartheit, aber nicht bleich, sondern auf den Wangen lag eine lebhafte Röthe; unter langen Wimpern blickten mandelförmig geschnittene, große blaue Augen hervor, deren Glanz eine eigenthümliche Verbindung von Sentimentalität und Koketterie bekundete. Die schlanke Gestalt war zart, biegsam und zerbrechlich wie ein Rosenbäumchen, aber trotzdem waren die weiblichen Formen deutlich ausgeprägt, und ihr Ebenmaß verhinderte den Eindruck des Mageren, Schwächlichen. Die hellrosenfarbene Atlasrobe, die sich schillernd um den feingliedrigen Körper schmiegte, die Gewinde von weißen Rosen mit dunkelgrünen Blättern, die sich graziös darüber schlangen, gaben dem jungen Mädchen noch mehr den Charakter des Elfenhaften. Sie reichte dem Baron die kleine Hand, hieß ihn mit einem reizenden, kindlichen Lächeln willkommen, und der umstehenden Gesellschaft nicht mehr achtend, führte sie eine lebhafte Conversation mit ihm, wie er sich in der Stadt gefalle, ob er schon in viele Familien eingeführt sei u. s. w. Hallstedt gab sich der Conversation mit weltmännischer Gewandtheit hin, streute dazwischen Galanterieen ein, welche um so lebhafter

wirkten, als sie die banale Phraseologie der Courmacher vermieden, und zauberte wiederholt eine lebhaftere Röthe auf die Wangen, ein halb verlegenes, halb dankbares Lächeln auf die Lippen Adas, Lippen, die so klein, voll und roth waren, daß sie an eine zum Genusse einladende Kirsche erinnerten. Während sie noch eifrig miteinander sprachen, näherte sich ihnen die hohe, hagere Gestalt eines etwa dreißig Jahre alten Mannes, welcher für seine Erscheinung die landläufige Bezeichnung »interessant« mit vollem Rechte in Anspruch nehmen durfte. Das bleiche Gesicht war durch eine kühn gebogene Adlernase und durch ein dunkles Augenpaar charakterisirt, dessen brennender Glanz von nervöser Ueberreizung herzurühren schien. Ein weicher, flaumiger Vollbart endete unter dem Kinn in einer zwanglosen Spitze, und die Fülle des schwarzgelockten Haares drängte sich bis fast an die stark gewölbten Brauen.

Ada begrüßte den Herrn mit einem Händedruck und einem freundlichen Lächeln und stellte ihn dann Baron Hallstedt mit den Worten vor:

„Herr Doctor Staff!“

„Wie?“ rief der Baron lebhaft. „Ich habe die Ehre, den gefeierten Dichter kennen zu lernen?“

„Sie kennen Einiges vom Herrn Doctor?“ frug Ada.

„Ich habe mit Entzücken nicht nur Einiges, sondern Alles gelesen, was meines Wissens aus dieser poesievollen Feder stammt!“ entgegnete Hallstedt mit aufrichtig gefühltem, jugendlichem Enthusiasmus. Doctor Staff gehörte in der That zu denjenigen jüngeren Schriftstellern, welche mit ungewöhnlichem Erfolge in die Oeffentlichkeit getreten waren, und er hatte es verstanden, diesen Erfolg seines Debuts in späteren Veröffentlichungen zu vermehren, so daß er in einem gewissen Sinne der Tagesheld literarischer Kreise war, und Literaturfreunde, welche nicht der Ansicht huldigten, was nach Goethe und Schiller geschrieben worden, sei nicht der Mühe des Lesens werth, hielten seine Leistungen so hoch, daß der noch junge Mann sich bereits einer ausgebreiteten Gemeinde von Verehrern erfreuen konnte.

Staff neigte mit einem kurzen Lächeln sein Haupt in der Weise eines Mannes, der an derartige Hul-

digungen gewöhnt ist. Dann wandte er sich an Ada, ohne von dem Baron weitere Notiz zu nehmen.

Bereits fing Ada an, über das Verhalten des berühmten Dichters in Verlegenheit zu gerathen, als eine Bewegung im Saale entstand, rechtzeitig genug, ehe Hallstedt sich verletzt fühlen konnte. Dieselbe galt dem Eintritt der Sängerin Teczky. Von allen Seiten mit neugierigen Blicken betrachtet, trat sie würdevoll, stolz wie eine Königin, in den Saal. Die geschmackvolle Toilette, eine reiche Robe von weißer Seide mit dunklen Rosen garnirt, kleidete sie ganz besonders, denn sie hob den vollen Gliederbau und beeinträchtigte doch nicht das zarte Colorit der prächtigen Arme und des in seiner mädchenhaft maßvollen Fülle an ein klassisches Bildwerk erinnernden Nackens; ihre Züge aber erhielten durch die Beleuchtung einen so warmen, fascinirenden Effect, daß man an eine Armida oder eine ähnliche Zaubergestalt glühender Dichterphantasie erinnert werden konnte.

Solche Gedanken tauchten in Hallstedts Gehirn auf, als er bei ihrem Eintritt eine Bewegung kundgab,

lebhafter, als sie irgend Jemand sonst im Saale zeigen mochte. Obwohl er auf ihr Kommen vorbereitet war, vergaß er jetzt doch nicht bloß den Doctor Staff, sondern auch die schöne Ada und sah starren Auges dahin, wo der Hofrath und seine Frau die Sängerin mit Händedrücken und lebhaften Worten empfingen.

„Kennen Sie Fräulein Teczky bereits?“ frug Ada, nachdem sie eine kurze Weile den Baron von der Seite betrachtet hatte.

„Ja! Ich lernte sie bei einer Soirée meines Onkels, des Intendanten, kennen!“ war die Antwort.

„So? Ich dachte, Sie sähen die Dame zum ersten Male!“ warf sie leicht hin und wandte sich dann an Doctor Staff mit den Worten:

„Kennen Sie Fräulein Teczky?“

Auf dessen verneinende Antwort fuhr sie fort:

„Nun, dann kommen Sie mit mir, ich werde Sie vorstellen. Es ist eine sehr liebenswürdige Dame. Wir lernten sie vorigen Sommer in Ischl kennen, wo sie die Theaterferien zubrachte.“

Nach diesen Worten ging sie mit Staff auf die

Sängerin zu, die noch bei ihren Eltern stand. Hallstedt wartete ungeduldig, bis die Begrüßung der beiden jungen Damen und die Vorstellung des Doctors vorüber war. Dann trat auch er hinzu und begrüßte Margarethe, die ihn wie einen guten Bekannten empfing. Seit jenem ersten Besuche waren vierzehn Tage vergangen, und inzwischen hatte der Baron sie noch zweimal aufgesucht. Das letzte Mal war er mehrere Stunden dort geblieben, und als er ging, schied er mit dem Bewußtsein, daß er dem Mädchen ein gern gesehener Freund geworden war. Außer der Begrüßung vermochte er jedoch im Augenblick keine weitere Conversation mit ihr zu beginnen. Sie war vollständig von Doctor Staff in Anspruch genommen. Verstimmt, daß eine im Moment gemachte Bekanntschaft ihm vorgezogen werden konnte, ließ er sich von Ada leiten, die ihren Arm in den seinigen legte. Mit den Worten:

„Lassen wir die Herrschaften sich ausplaudern. Wenn zwei Künstlerseelen miteinander Umgang pflegen, haben wir gewöhnlichen Menschenkinder nichts zu thun!“ führte sie ihn einige Schritte weiter nach einer Ecke, wo sie

sich auf das Sopha niederließ, gleichzeitig dem Diener winkend, der eben mit dem Theebrette umherging. Halb liegend in das Sopha zurückgelehnt, schlürfte sie den Thee und spielte dazwischen mit dem silbernen Löffel, indessen sie mit dem vor ihr auf einem Fauteuil sitzenden Hallstedt plauderte, wie ihm eigentlich Doctor Staff gefalle, was er zu seiner neuesten Dichtung, einer Novelle in Versen, sage, was überhaupt seine Lieblingslectüre sei. Hallstedt antwortete in der Weise eines Weltmannes und feingebildeten Schöngeistes, ohne seine Ungeduld zu verrathen, wie er glaubte. Die mit fließender Lebendigkeit, in einem sanftlispelnden Tone plaudernde Elfe aber bemerkte recht wohl die Blicke, die er auf Fräulein Teczky und den neben ihr stehenden Doctor warf, und hörte nicht auf, ihm ihre schöngeistigen Ideen zu entwickeln und Fragen zu stellen, die er nicht kurz beantworten konnte. Endlich trat der dicke Professor der Literaturgeschichte, mit dem glattrasirten, rothen Gesichte, das an einen bayrischen Landpfarrer erinnerte, zu ihnen heran und erkundigte sich mit behaglichem Schmunzeln nach dem Befinden der »schönsten Hofrathstochter«. Dabei war

er ein gemüthlicher Herr und ließ sich gleich neben der jungen Dame auf das Sopha nieder, dieselbe mit Lobsprüchen, wie reizend sie heute aussehe u. s. w., förmlich überschüttend. Ada erwiderte seine Galanterieen mit einem kurzen, kaum hörbaren Auflachen und scherzhaften Antworten, die, wie Alles, was sie sprach, in lispelndem Tone und mit dem Anscheine einer großen Ermüdung von ihren Lippen kamen. Der Professor fand diese sanfte Sprödigkeit so reizend, daß er sich vollends als Courmacher entwickelte, und diese Wendung benutzte Hallstedt, seinen Platz zu verlassen. Er hatte schon seit einigen Minuten bemerkt, daß Doctor Staff von der Sängerin gegangen war und diese sich jetzt inmitten einer zahlreichen Herrengruppe befand, deren Mitglieder sich ihr gegenseitig vorstellten. Als der Baron weg war, folgte ihm Ada mit den Augen und wandte sich dann an den Professor mit der sehr plötzlichen Frage, wie weit Hamlets Wahnsinn ein künstlicher und wie weit er ein wahrhaft natürlicher sei? Dieser begann nun ohne Pause und ohne die geringste Stockung einen monotonen Vortrag zu halten, welcher ohne Zweifel

seinem Collegienhefte entnommen und infolge der jahrelangen Uebung wie auswendig gelernt in seinem Gedächtniß festgehalten war. Ada hörte ihn an, ohne durch eine Frage oder Zwischenrede zu unterbrechen, und beobachtete mit dem halbverschleierten Blicke Hallstedts weitere Schritte. Dieser hatte sich durch den die Sängerin umgebenden Wall um so leichter Bahn gebrochen, als die Dame ihm selbst dabei behülflich war. Sie machte ihm einige Schritte entgegen, wodurch die Herren genöthigt waren zurückzutreten, und in die dadurch entstandene schmale Lücke wußte er mit aalglatter Behendigkeit einzudringen.

Die Sängerin wandte sich nun mit solcher Ausschließlichkeit an ihn, daß die umgebende Gruppe sich rasch auflöste und beide allein gerade Adas Sitz gegenüberstanden.

Der Baron zeigte sich ein wenig empfindlich, daß er vorher so gegen Doctor Staff zurückgesetzt worden sei. Fräulein Teczky sah ihn mit einem schalkhaft neckenden Blicke an und sagte lächelnd:

„Der Herr Doctor ist ein berühmter Mann, und

gegen solche ist man unwillkürlich aufmerksamer als gegen Andere. Aber Sie sind mir doch deshalb nicht böse?"

„Wie könnte ich?" entgegnete der Baron. „Ich habe doch keinen Rechtsanspruch auf Ihre Liebenswürdigkeit. Und im Grunde haben Sie ja recht. Einen berühmten Mann, wie Staff, kennen zu lernen, ist immer interessanter, als mit einem Dutzendmenschen sich unterhalten."

„Wie mißdeuten Sie, was ich sagte! Es thut mir leid, daß Ihre Begrüßung gerade mit der Vorstellung des Doctor Staff zusammentraf und ich so Ihnen nicht mit der Herzlichkeit entgegenkommen konnte, wie ich es wollte. Ich halte Sie aber so wenig für einen Dutzendmenschen, daß ich fest behaupte, Sie können ein Staff und auch etwas mehr werden, wenn Sie nur wollen."

„Aber, Fräulein!" entgegnete der Baron hocherröthend. „Wie kommen Sie zu diesem Ausspruche! die wenigen Gedichtchen, die ich auf Ihr Drängen Ihnen bei meinem letzten Besuche überreichte, können doch kein solches Urtheil hervorrufen. Das sind Spielereien eines Dilettanten,

und Staff ist einer der hervorragendsten jüngeren Poeten."

„Was Staff ist, können Sie auch werden," wiederholte die Sängerin mit der lebhaften Betonung eines Kindes, das recht haben will. „Mag an Ihren Werken für den Theoretiker Dieses und Jenes noch fehlen, sie enthalten ein so warmes, eigenartiges Gefühl, eine so originelle Phantasie und so zartsinnige Ideen, wie nur ein echter Poet sie im Gehirne und im Herzen trägt. Ich war entzückt davon und bitte mir aus, Alles, auch den kleinsten Entwurf, der in Ihrem Schreibtische liegt, zur Lectüre zu bekommen."

„Aber, Fräulein — — —"

„Kein »Aber«! Sie sind tadelnswerth, in hohem Grade tadelnswerth, daß Sie eine so glänzende Begabung nur spielend benutzen, statt Ihre ganze Kraft darin zu setzen."

„Ich sagte Ihnen doch —"

Die Sängerin wehrte dem Sprecher ungeduldig mit der kleinen Hand und unterbrach ihn mit den Worten:

„Was Sie sagten, bedeutet weiter nichts, als daß

Sie ein verwöhntes Kind des Glückes sind, das selbst den Weg nicht wußte, das Leben ernst zu nehmen und dem Niemand den Freundesdienst gethan hat, es darauf zu führen."

„Mögen Sie recht haben!" entgegnete der Baron. „Aber was helfen späte Klagen, und wer will es wagen, einen fünfundzwanzigjährigen Taugenichts noch zu erziehen?"

„Ich!" antwortete die Sängerin ruhig und sah Hallstedt mit einem seltsam leuchtenden, vollen Blicke ihrer schönen Augen an.

Hallstedt war überrascht und verwirrt zugleich, so daß er nicht sofort eine schlagfertige Antwort fand. Es war in seinen Mienen zu lesen, daß er schwankte, ob er an eine kühne Kokette, wie sie auf der Bühne nicht selten sind, gekommen sei, oder ob es sich hier um die idealsten Regungen einer schönen Weibesseele handle. Er sah sie einen Augenblick scheu fragend an.

„Es dünkt Ihnen sonderbar," fuhr die Sängerin fort, „daß ich mich unterfange, Sie das Leben anders lehren zu wollen, als Sie es bisher kannten? doch hoffe

ich damit zu Stande zu kommen, wenn anders Sie den guten Willen haben, mir einen Platz unter Ihren Freunden zu gönnen."

„Das ist eine Kokette!" sagte sich jetzt Hallstedt entschieden, und er staunte selbst, daß der Gedanke ihm ein leises Schmerzgefühl verursachte. Aber er sagte in weltmännisch tändelndem Tone:

„Den ersten, ausgezeichnetsten Platz in — — —!"

„In Ihrem Herzen etwa gar?" fiel ihm die Sängerin in die Rede, aber nicht scherzend, sondern in einem beinahe ärgerlichen Tone. „Da sieht man, wie wenig Sie ernsthaft sein können! Selbst jetzt, wo ich Sie bei Ihrem tiefsten Lebensinteresse fasse, haben Sie nichts als eine Salonphrase, die jeder Lieutenant machen kann."

Hallstedt fühlte sich ganz rathlos diesem sonderbaren Geschöpfe gegenüber, das ihn in einem nicht mißzuverstehenden Tone der Unzufriedenheit schulmeisterte.

Eben als er etwas entgegnen wollte, kam die Hofräthin hinzu und bat Fräulein Teczky, die Gesellschaft doch durch ein Lied zu erfreuen. Die Sängerin zeigte sich auch sofort bereit und ging mit ihr in

den anstoßenden Salon, wo der Flügel stand. Ein Herr aus der Gesellschaft, der gewiegter Musiker war, erbot sich zur Begleitung. Auf die Ankündigung der Hofräthin, Fräulein Teczky werde so liebenswürdig sein und ein Lied zum Besten geben, drängte Alles gegen die Thür des Nebenzimmers.

Ein Schubertsches Lied aus dem Cyclus »die schöne Müllerin« wurde mit solchem Beifall aufgenommen, daß die Sängerin sogleich, ohne eine Aufforderung zu erwarten, eine italienische Romanze anreihte, die sie fast noch besser als das vorhergehende Lied mit der virtuosen Technik und dem Feuer einer italienischen Primadonna sang. Baron Hallstedt lehnte indessen an der Thür, halb der Musik lauschend, halb seinen Gedanken über die eben erlebte, eigenthümliche Scene nachhängend.

Als der Gesang begonnen hatte, war die Mehrzahl der Gäste in das Zimmer getreten, in welchem sich die Sängerin befand. Auch der Professor der Literaturgeschichte brach seinen Vortrag über Hamlets Wahnsinn ab und schritt der Thür zu. Ada blieb jedoch auf dem Sopha sitzen. Sie war nur einen ganz kurzen

Augenblick allein. Dann gesellte sich Doctor Staff zu ihr.

„So allein, Fräulein Ada?“ frug er. „Lockt Sie nicht die Musik, wie die anderen Herrschaften?“

„Ich höre hier ebenso gut, und Sie scheinen gleicher Ansicht zu sein!“ war die Antwort.

„Meinen Sie?“ entgegnete der Dichter. „Sie irren sich. Ich hatte zwischen zwei Lockungen zu wählen, und meine Wahl war schnell getroffen.“

„Wie gefällt Ihnen Fräulein Teczky?“

„Es ist eine hübsche und, wie ich glaube, auch kluge Dame. Doch im ganzen sind diese stark realistischen Frauenerscheinungen nicht mein Geschmack, wie ich auch auf die Dauer keinen Gefallen an diesen Wiener Salonmanieren finde, deren lässige Ungebundenheit im Augenblicke etwas Einschmeichelndes hat, aber für den Seelenkenner doch nichts Anderes bedeutet, als den Mangel ernsteren Fühlens, der unter der Maske einer immer heiteren Laune sich verbirgt und auch dann mit Scherzen sich behilft, wo man ein ernstes Wort erwartet.“

„Mir scheint es ein beneidenswerthes Glück, stets heiter sein zu können!“ sagte Ada darauf.

„Wie sollten Sie Jemand um die bescheidene Gabe des sogenannten »Humors«, d. h. einer oberflächlichen Lustigkeit beneiden, Sie, die über die schönsten Gaben eines Weibes verfügen?“

„Und welches wären diese Gaben, die mehr fesseln sollten, als eine imposante Gestalt und ein stets zum Kuß bereiter Mund? Die Männer wollen von uns ergötzt und nicht gerührt oder erbaut sein!“

„Welche Männer? Ein Mann, für den das Weib ein Ideal, die Quelle edelster, heiligster Gefühle ist, wird nicht so denken, vor Allem, um von mir zu reden, ein Dichter nicht, der von dem Weibe begehrt, daß es seine Muse sei, in ihm die zarte, göttliche Flamme der Poesie stets neu entzünde.“

„Wer ist denn Ihre Muse, wenn man fragen darf, Herr Doctor?“

„Fräulein, Sie sind grausam! Sie wissen wohl, welches Bild in meinem Herzen lebt, wer mich zu meinen Liedern begeistert!“

Unbekümmert um die nebenan singende Künstlerin hatten die Beiden dieses Gespräch geführt. Eine Pause entstand, als der Gesang verstummte. Doctor Staff sah nach der ins Nebenzimmer führenden Thür. Als er bemerkte, daß dort, nachdem die Beifallsbezeigungen einige Bewegung veranlaßt hatten, Alles wieder eine erwartende Haltung einnahm und gleich darauf die Tasten des Flügels in einem Präludium ertönten, wandte er sich wieder gegen Ada. Von nun an führte er das Gespräch allein. In seinen Mienen und in den zuweilen wiederkehrenden Gesten malte sich eine lebhafte Erregung. Die junge Dame hörte ihm gesenkten Blickes, mit dem Fächer spielend, zu. Hier und da sah sie auf eine Secunde auf, deckte dann schnell wieder die langen Wimpern über die Augen, und ein Schatten höherer Röthe kam auf ihre Wangen. Der zarte Körper bewegte sich mehrmals unruhig auf dem Sitze, und das Spiel mit dem Fächer wurde heftiger, während die kleinen Füßchen dazu auf dem Teppiche die Begleitung gaben.

Als die Sängerin ihr Lied beendigt hatte und

die Gäste wieder in den blauen Salon zurückkehrten, gab Ada dem Doctor ein heftiges Zeichen, auf das er sich mit einer raschen und gewandt ausgeführten Bewegung in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers zurückzog. So schnell war diese Schwenkung ausgeführt worden, daß die wenigen im selben Raume zurückgebliebenen Personen ganz erstaunt waren, den Doctor, den sie vor einer Secunde bei Ada hatten stehen sehen, jetzt an der entgegengesetzten Seite in einer nachdenklichen Stellung zu erblicken, als denke er hier schon seit einer halben Stunde über ein neues Gedicht nach. Ebenso schnell hatte sich Ada vom Sopha erhoben und war an die Thür getreten, um der Sängerin, gleich den übrigen Damen, Schmeicheleien über den herrlichen Gesang zu sagen, der ihr unvergeßlich bleiben werde.

„Wo warst denn du während des Vortrages?“ frug die Hofräthin ihre Tochter in einem übelgelaunten Tone.

„Ich?“ erwiderte das junge Mädchen. „Ich stand an der Thür hinter dem alten Hofrath Grunstein und ließ mir von ihm die Cour machen.“

„Ah so! Das ist etwas Anderes! Ich suchte dich überall mit meinen Augen und dachte schon, Doctor Staff hätte dich irgendwo mit seinen Schwärmereien festgehalten. Die Courmacherei des Hofrathes ist ein harmloses Vergnügen, das ich dir nicht nehmen will. Staffs Schwärmereien dagegen — — —"

„Aber, Mama, du kennst mich doch zur Genüge!" entgegnete Ada auf diese mütterlichen Worte. „Es ist sehr reizend, sich von einem Dichter als sein Ideal anbeten zu lassen. Daß ich ihn beim Ideale lasse, dessen darfst du versichert sein!"

„Ich hatte auch bisher nichts gegen diese Schwärmerei! Jetzt kann sie aber störend werden und Wichtigeres behindern!" sagte die Hofräthin.

Sie wurden durch hinzutretende Damen in ihrer Unterhaltung gestört.

Fräulein Teczky war, nachdem sie fast von jedem Mitgliede der Gesellschaft ein schmeichelhaftes Wort entgegengenommen hatte, von mehreren alten Herren, dem Hofrathe selbst an der Spitze, umringt worden. Diese machten ihr mit solcher Unermüdlichkeit den Hof,

daß Hallstedt, der sich bemühte, mit ihr wieder ins Gespräch zu kommen, resignirt den Rückzug antrat und sich zu einer Gruppe junger Mädchen gesellte. Dort fand sich auch Ada ein. Doctor Staff aber gerieth, nachdem er hier und dort einige Worte gesprochen hatte, an die Gruppe der die Sängerin umgebenden alten Herren und wurde vom Hofrathe festgehalten, so daß er seine Absicht, auch jenem Kreise junger Mädchen, bei denen sich Ada befand, zuzustreben, nicht durchführen konnte. Mit süßsaurer Miene ergab er sich in sein Schicksal und hörte zu, wie gewandt Fräulein Teczky sich mit den Grauköpfen zu unterhalten wußte, die nicht von ihr weggingen. Plötzlich, er wußte selbst nicht, wie es kam, war er mit ihr im Gespräche, und die alten Herren hörten nur mit aufmerksamem Interesse zu. Sie sprach von einem österreichischen Schriftsteller, über welchen sie ein Urtheil verlangte. Von diesem Anknüpfungspunkte aus entspann sie eine so anregende Conversation, daß Doctor Staff nicht allein sich gezwungen sah, daran lebhaften activen Antheil zu nehmen, wenn er sich nicht dem Verdachte aussetzen wollte, er

sei dieser elastischen, leicht beweglichen, geistigen Eigenart nicht gewachsen, sondern er fühlte sich davon wirklich gefesselt, und als das Souper annoncirt wurde, reichte er der Sängerin schnell den Arm, um nicht von einem der beifällig lauschenden alten Herren verdrängt zu werden.

An der langgestreckten Tafel angekommen, befanden sich die Beiden Ada gegenüber, welche von Baron Hallstedt geführt worden war. Während des Soupers herrschte in der Umgegend dieser Paare eine sehr lebhafte, heitere Stimmung, welche ganz besonders Fräulein Teczkys liebenswürdiger Unterhaltungsgabe zu danken war.

Baron Hallstedt schien mehr Augen für die ihm gegenübersitzende Sängerin als für seine schöne Nachbarin zu haben. Wenigstens begegnete es ihm zweimal, daß er, von der letzteren angesprochen, wie aus einem Traum erwachend, sich nicht sofort schlagfertig zeigte. Doctor Staff ließ seine Blicke bald auf die eine, bald auf die andere der Damen gleiten und schien zuweilen beinahe nachdenklich. Als man sich erhob, lagen auf Adas Stirn kaum merklich leise Wölkchen, und ihre Lippen waren nicht so verlockend, kußverheißend wie sonst.

Nach dem Souper wurde für die älteren Herrschaften ein Spiel arrangirt, andere unterhielten sich im Gespräche, und ein dritter Theil sah den jungen Leuten zu, welche unter Adas Führung Gesellschaftsspiele arrangirt hatten. Bei einem dieser Spiele sollte ein Pfand durch ein Gedicht ausgelöst werden. Der Zufall fügte es, daß Doctor Staff dieses Pfand auszulösen hatte. Er recitirte sofort ein reizendes Sonett »An eine Dame«.

Schon nach den ersten Versen entstand ein leises Flüstern unter den jüngeren Leuten, und auch die älteren Zuschauer sahen sich fragend, lächelnd an. Ada saß, auf den Fächer, der in ihrem Schoße lag, blickend, mit gerötheten Wangen da. Reichlicher Beifall lohnte den Dichter. Nur die in einer dunklen Ecke mit einer Freundin sitzende Hofräthin zeigte in ihrem zarten, von hundert Fältchen durchkreuzten Gesichte eine Mimik, die nichts weniger als Beifall bedeutete. Das Sonett war ein auch dem harmlosesten Zuhörer sofort verständlicher Liebeserguß an Ada von Bodenhausen und zwar in einer stellenweise sehr glühenden und leidenschaftlichen Sprache, deren sich nur ein Dichter bedienen durfte.

Wohl sprachen Einzelne untereinander im Flüstertone noch weiter über diese poetische Leistung des Doctor Staff, aber das Spiel nahm denselben Fortgang, als ob der Doctor in seinem Sonette irgend einen Freund oder eine längst verstorbene Persönlichkeit besungen hätte. Ada ließ weder Befangenheit noch Erregung merken; Staff selbst nahm den Beifall der Gesellschaft lächelnd hin und unterhielt sich mit seiner Nachbarin Fräulein Teczky, welche discret genug war, die Beziehung des Gedichtes nicht zu verstehen.

Nach einer Weile ertönte die helle Stimme der Hofräthin:

„Aber, Ada, ich glaube, du ermüdest die Herrschaften mit zu vielem Spielen. Gönne ihnen doch wenigstens eine kleine Erholungspause."

Trotz der hier und dort laut werdenden Stimmen, welche eine Erholung ganz überflüssig hielten, gehorchte Ada dem mütterlichen Rathe. Sie allein hatte den sprechenden Blick bemerken können, von welchem derselbe begleitet war. Die jungen Leute verließen nun ihre Plätze und bildeten zerstreute Gruppen. Doctor Staff

hatte ebenfalls seinen Sitz verlassen, nachdem seine Nachbarin, Fräulein Teczky, mit dem Beispiele vorangegangen war und sich zu Ada und Baron Hallstedt, die nebeneinander im Gespräche standen, begeben hatte. Er hielt es nicht für angemessen, sofort in die gleiche Richtung zu folgen, sondern gedachte erst auf Umwegen dorthin zu gelangen. Hierbei kam es nun, daß er so nahe an der Hofräthin vorbeiging, daß diese sich veranlaßt fühlte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Sie erhob sich dazu von ihrem Sitze, und in der verbindlichsten Form mit Staff conversirend, machte sie von Zeit zu Zeit eine kleine Vorwärtsbewegung, welcher der Doktor, außer Stande, sich der beredsamen Dame zu entziehen, folgen mußte. Mit einem Male standen sie in einem Nebenzimmer, in welchem der Hofrath mit einem halben Dutzend anderer Herren im Gespräche beim Weine saß.

„Noch eins, lieber Doctor!“ sagte die Geheimräthin wenige Schritte von der Thür weg stehen bleibend. „Aber Sie dürfen mich nicht mißverstehen!“

„Bitte sehr, Frau Hofräthin, womit kann ich dienen?“ entgegnete Staff.

„Es ist", fuhr die Hofräthin fort, „für meine Ada ohne Zweifel schmeichelhaft und ehrenvoll, einem Dichter von Ihrer Bedeutung poetische Begeisterung einzuflößen. Aber, lieber Freund, die Welt ist leider einmal so, daß sie hinter einem solchen poetischen Erguß, den Sie jedenfalls nur als objectives Kunstwerk beabsichtigt hatten, etwas Anderes, eine der Kunst fern stehende Tendenz sucht — —"

„In der That, Frau Hofräthin, ich muß offen ge=stehen — — —"

„Nun wohl, lieber Doctor, Sie brauchen sich deshalb nicht zu echauffiren. Einem Poeten kann man solche Dinge nicht verübeln, und ich weiß ja, daß Sie dabei an nichts Verfängliches dachten. Aber die Leute benutzen so Etwas zur Medisance, es entstehen Vermuthungen, Gerüchte, die, wenn sie auch jeglicher Begründung ent=behren, doch für ein Mädchen unangenehm sind."

„Ich hege den lebhaftesten Wunsch — —"

„Daß unsere Freundschaft deshalb keinen Schaden leidet? Da dürfen Sie außer Sorge sein, Herr Doctor! Nur für die Zukunft bitte ich Sie, solche an sich sehr

liebenswürdige Huldigungen zu vermeiden, um nicht unnützen Stoff zur Medisance zu geben. Um ein Gesprächsthema zu haben, nehmen ja die Leute Alles an, ohne weiter darüber zu denken, ob ihre Vermuthungen nicht eine Unmöglichkeit enthalten."

Nach diesen Worten ging die Hofräthin raschen Schrittes in den Salon zurück. Doctor Staff hörte noch das ziemlich kräftig betonte Wort »Unmöglichkeit« in seinen Ohren klingen und stand mit einer Miene da, welche seinen sonst geistvollen Kopf ganz anders erscheinen ließ.

„Da sind Sie ja!" tönte die Stimme des Hofrathes hinter ihm, der sich von seinem Sitz erhoben hatte und, dem Dichter auf die Schulter klopfend, fortfuhr:

„Kommen Sie doch und lassen Sie sich auch von uns Alten ein wenig genießen, bis das Spiel da drinnen wieder beginnt. Wir haben eben eine interessante Debatte, bei der Sie als Poet eine entscheidende Stimme abgeben können."

Das Gesicht des Doctors nahm nicht bloß den normalen Ausdruck an, sondern es glänzte in den dunklen

Augen ganz besonders hell auf, wie es lebhaften Leuten zu begegnen pflegt, wenn sie eben einen glücklichen Einfall haben oder eine angenehme Aussicht sich ihnen plötzlich eröffnet. Mit großer Bereitwilligkeit nahm er bei den alten Herren Platz und erfuhr nun, daß man sich darum stritt, wer größere Vorzüge besitze, die nord- oder die süddeutsche Dame. Die meisten der Anwesenden waren geborene Norddeutsche und gaben demzufolge den Damen ihrer Heimath einen entschiedenen Vorzug. Sie betonten, daß die Eigenart norddeutscher Mädchen viel mehr das Zarte, Keusche und Würdige zur Geltung bringe, welches als der edlere Reiz des Weibes zu betrachten sei, während die Süddeutsche mehr das sinnlich reizende Element in ihrem Wesen betone. Doctor Staff stimmte mit dieser Ansicht der Majorität vollkommen überein und formulirte dieselbe zu der Antithese: „Die Norddeutsche ist Mädchen, die Süddeutsche Weib!“

Der Hofrath führte mit Energie die Minorität an, welche die Süddeutschen ganz besonders liebenswerth fand. Er erklärte dabei ausdrücklich, daß er die Oester-

reicherinnen hereinbeziehe, und nahm zu seinen Ausführungen die Sängerin Teczky als Demonstrationsobject.

„Gerade ein Poet, wie Sie," wandte er sich schließlich an Staff, „sollte diesen Typus weiblichen Wesens als Ideal betrachten. Sie gehören doch nicht zu den sentimentalen Dichtern; Ihre Lyrik hat ein sehr deutliches, sinnliches Feuer, und auch in Ihren anderen Schöpfungen zeigen Sie eine Neigung für das Prächtige, Farbenreiche, das Malerische im Sinne eines Rubens oder Titian. Spaß apart, nicht bloß als poetisches Ideal, als Frau, als wahrhaftige Ehefrau wäre die Teczky eine Persönlichkeit für Sie. An der Seite eines so warmblütigen, lebhaften Geschöpfes, das mit der Lebhaftigkeit eine gewisse selbstbewußte Würde verbindet, ist Ihr Platz. Solche Mädchen werden imposante Frauen und haben noch etwas vor unseren Nordländerinnen voraus — sie bringen nicht bloß gesundes Denken und edles Gefühl, sie bringen auch Phantasie als Hochzeitsgabe und wissen damit in die Ehe gerade das zu bringen, was ein Mann, wie Sie, begehrt."

Staff entgegnete mit einem feinen Lächeln:

„Ich verkenne die Vorzüge dieser Dame durchaus nicht, soweit ich dieselben aus so flüchtiger Bekanntschaft beurtheilen kann. Aber dennoch ist das, was ich an einem Mädchen suche, etwas Anderes als die Art des Fräuleins Teczky."

„Weiß schon!" antwortete der Hofrath lachend. „Sie haben eine Schwäche für Damen im Stile meiner Ada. Es ist dies ein entschiedener Widerspruch zwischen dem Dichter und dem Menschen. Abgesehen davon behaupte ich aber auch ganz entschieden, daß Sie mit einer Frau von diesem Schlage übel fahren würden, mit meiner Ada speziell ganz besonders. Ich habe das Mädchen zärtlich lieb, vielleicht zu lieb, aber deshalb gebe ich sie doch nicht für einen Engel aus. Sie ist vielmehr ein recht modernes Menschenkind, das Launen, Wünsche und Neigungen hat, welche sich auf ganz andere Dinge erstrecken, als ihr zartes, ätherisches Aeußere vermuthen läßt. Sie lebt keineswegs bloß von Mondschein und zarten Gefühlen. Ihre äußere Erscheinung mag poetisch anregen, das gebe ich zu. Aber Poesie

und Wirklichkeit sind, zumal bei Beurtheilung gewisser Verhältnisse, sehr verschiedene Dinge!“

Der Hofrath, für dessen ganze Persönlichkeit eine Mischung von Gelehrtem und Cavalier charakteristisch war, hatte in dem nonchalant heiteren Tone eines jovialen Landjunkers gesprochen, der, vom Weine angeregt, mit harmloser Ungenirtheit sich ausspricht. Doctor Staff war aber nicht minder klug als die übrigen Zuhörer, deren Mienenspiel deutlich ausdrückte, daß sie in der scheinbaren Ungebundenheit des Hofrathes eine wohlberechnete Absicht erkannten. Er war sich auch keinen Augenblick darüber im Unklaren, daß nicht bloß ein leiser Wink, sondern eine sehr energische Warnung mit den lustigen Worten gemeint war. Der im Nebensalon beginnende allgemeine Aufbruch überhob ihn der Schwierigkeit, sich in eine nicht ganz angenehme Position finden zu müssen. Zwischen den einzelnen Gruppen der sich mehr oder minder geräuschvoll Verabschiedenden hindurchlavirend, stand er endlich vor Ada. Diese wandte sich sogleich zu ihm und sagte in sanft klagendem Tone:

„Ach, Herr Doctor, Mama hat Sie gezankt wegen des Gedichtes. Nicht wahr?"

„Nicht nur von Ihrer Frau Mama, auch von dem Herrn Hofrath mußte ich Worte hören, die mir schwer ins Herz fielen!" entgegnete Staff.

„Seien Sie beruhigt!" sagte Ada, ihm das Händchen entgegenstreckend. „Ich verstehe Sie, lieber Freund!"

„Ada!"

„Nicht so laut! Ich weiß Ihre Freundschaft zu schätzen, und sie bleibt mir ein kostbarer Schatz, wenn auch — —"

„Kein »Wenn«, theure Ada! Geben Sie mir Hoffnung, so darf ich auch hoffen, daß Ihre Eltern nicht unerreichbar sind."

„Ach, lieber Freund! Sie sind Poet! Die Welt aber ist praktisch!"

„Und dieser Welt wollten Sie sich geduldig opfern, ohne einen Versuch zu machen — —"

„Sie ist stärker als wir!"

„Nicht doch! Ich will muthig kämpfen, wenn Sie es mir gestatten!"

„Es ist umsonst, und ich will Sie nicht als Ritter einer verlornen Sache streiten sehen!“

„So vorbereitet wäre Alles, so gewiß?“

„Es ist so! Man hat uns schon längst beobachtet, während wir arglos unserm schönen Seelenbunde lebten. Trösten wir uns! Idealen Seelen kann es ja genügen, sich durch die unsichtbare Macht der Sympathie verbunden zu fühlen! Wir bedürfen keines andern Bandes und sind doch vereint!“

„Ada!“

„Es hat nicht sollen sein!“

Nach diesen in schmelzendem Tone gesprochenen Worten wandte sich Ada gegen eine Dame, welche sich von ihr verabschieden wollte. Staff blieb noch einen Augenblick überlegend stehen. Dann schritt er auf Fräulein Teczky zu, welcher eben Baron Hallstedt den weißseidenen, hermelinbesetzten Ueberwurf über die Schultern legte.

„Darf ich mir erlauben, nächster Tage meine Aufwartung zu machen?“ frug er am Schlusse eines kurzen Gespräches.

„Es wird mich freuen, Sie bei mir zu sehen!“ entgegnete die Künstlerin.

Doctor Staff zog sich zurück.

„Sie bringen mir also Alles?“ sagte die Sängerin zum Baron, der ihre Hand festhielt.

„Alles!“ antwortete er.

„Gute Nacht!“ sagte sie darauf mit einem freundlichen Lächeln und drückte seine Hand.

„Gute Nacht!“ entgegnete er und sah ihr dabei in die Augen.

Sie lächelte nochmal, warf über die Schultern einen Blick auf ihn und nickte leise mit dem Kopfe.

Der Baron beeilte sich, überall Abschied zu nehmen. Aber die Familie des Hofrathes hielt ihn lange auf.

„Die Hexe, mich nasführt sie nicht!“ murmelte Doctor Staff und verließ den Salon, nachdem er gesehen hatte, wie sich Ada heiter lachend mit dem Baron unterhielt.

Drittes Kapitel.

In einem Hintergebäude der schmalen, hochgiebeligen Rosengasse hatte der pensionirte Hoftänzer Steininger ein nicht allzugroßes, grün getünchtes Zimmer gemiethet, längs der Wände desselben etliche Rohrstühle aufgestellt und an die Decke eine dreiarmige Petroleumlampe gehängt. Seine Tochter und Gehülfin, die siebzehnjährige Chortänzerin, hatte diesen »Kronleuchter« noch besonders mit einer im Theater unbrauchbar gewordenen Rosenguirlande verziert. Nach diesen höchst einfachen Vorbereitungen hatte ein Inserat im Localanzeiger genügt, eine nicht unbedeutende Zahl von Herren und Damen zur Erlernung »aller jetzt üblichen Tänze« herbei-

zuführen. Commis, Ladenmädchen, Köchinnen, Unter=offiziere, Studenten, Töchter kleiner Beamten, auch einige Handwerksgesellen bildeten das Schülercontingent, welches nach dem Tacte der vom Vater gespielten Geige von der Tochter »eingetanzt« wurde. Jedoch waren diese jungen Leute in verschiedene Course eingetheilt, und der Cursus, an welchem Josef Hertinger mit seinem »Hausfräulein« theilnahm, war nach Herrn Steiningers Ausspruch der nobelste. Er bestand aus vier Commis und zwei Studenten, inclusive Hertinger, was die Herren anging, und von den Damen waren außer zwei Laden=mädchen die übrigen Töchter von Subalternbeamten und ehrbaren Bürgersleuten. Herr Steininger war ein schon stark ergrauter Mann, dessen rothe Nase im Vereine mit dem kurzen, borstigen Schnurrbart in ihm eher einen Polizeidiener oder Aehnliches hätte vermuthen lassen, als den ehemaligen Jünger Terpsichores. Auch sonst verrieth er in seinem Gebahren nichts von dem stereotypen Wesen der Tanzmeister, sondern war das getreue Bild eines jovialen Spießbürgers, welcher sich den Hallen eines stoffberühmten Bräuhauses näher verbunden fühlte,

als den Räumen, in denen er vor Zeiten Luftsprünge und wunderbare Wirbeldrehungen geübt hatte. Anfangs, als die Schüler erst die Positionen und Pas zu lernen hatten, commandirte er mit energischem Baß »Eins, zwei, drei!« agirte dazu mit den Armen und stampfte tactmäßig mit dem vorgestreckten rechten Fuße. Später aber griff er zur Geige, auf der er eine einfache Melodie höchst bedenklich kratzte, schwang sich dazu in Erinnerung an frühere Grazie mit dem Oberkörper und richtete hier und da eine kritische Bemerkung an die Schüler, z. B. »Fräulein Blumenbach, halten Sie sich doch näher an Ihren Tänzer. Er thut Ihnen nichts!« »Herr Hertinger, springen Sie doch nicht wie ein Ziegenbock!« Die eigentliche Lehrmeisterin war, nach Ueberwindung der ersten Anfangsgründe, seine Tochter Seraphine, welche oft nicht ohne starke Anstrengung die ungelenken Schüler und Schülerinnen in tactmäßige Drehungen bringen mußte. Seraphine war ein hübsches Kind mit einem vollen, blühenden, aber feingezeichneten Gesichtchen, munteren, braunen Augen und pechschwarzen Haaren. Ihre einfache, beinahe ärmliche Toilette entbehrte doch

gewisser greller Zierathen nicht, welche die Bühnen-künstlerinnen vierzigsten Ranges für unentbehrliche Attribute ihrer Künstlerschaft zu halten pflegen. Auch das wahrscheinlich sehr wohlfeile, aber nichtsdestoweniger die ganze Stube erfüllende Parfüm, welches ihren Kleidern entströmte, gehörte zu diesen Unentbehrlichkeiten des Künstlerlebens. Ihr zierlich trippelnder, leise schwingender Gang, die Neigung ihres Kopfes, ihr Lächeln und ihr Gesten waren eine Mischung von Natur und handwerksmäßiger Gewohnheit, welche aber auf ihre Herren Schüler den größten Eindruck machte. Schon nach den ersten Lectionen zeigten diese einen Grad von Aufmerksamkeit ihrer Lehrerin gegenüber, welcher unter den weiblichen Mitgliedern des Cursus entschiedenes Mißfallen erregte. Als aber Herr Steininger eines Tages erzählte, seine Tochter wäre schon längst Solotänzerin, wenn sie die galanten Huldigungen des Balletmeisters weniger kühl erwidern würde, da wandelte sich das einfache Wohlgefallen in einen Grad von Verehrung, welcher die sämmtlich hübschen Mitschülerinnen noch vollständiger in den Hintergrund drängte.

Einer der Herren hatte zufällig Hackländers »Europäisches Sklavenleben« gelesen, und mit gespannten Mienen lauschten die Uebrigen seinen sachkundigen Vorträgen über Theater im allgemeinen und Ballettänzerinnen insbesondere.

Seraphine nahm mit einem tief in die Herzen dringenden Lächeln die schüchternen Huldigungen entgegen, ohne im übrigen zu ahnen, welche geheimen Gefühle sie erweckte, zu welchen sentimentalen Nachtgedanken sie Veranlassung gab. Jeder ihrer Schüler kämpfte im Traume mit einem Schreckensgespenste, das sich als Balletmeister vorstellte, und hinter demselben stand sie, der Erlösung harrend, im lichten Gewande, von einer Aureole umgeben. Josef Hertinger hatte sich die längste Zeit hindurch vollkommen passiv verhalten. Er war weitaus der Ungeschickteste in der Tanzstunde, und Herr Steininger hatte eine große Berechtigung, seine Bewegungen den Evolutionen eines Ziegenbockes ähnlicher als einem menschlichen Tanze zu finden. Infolgedessen hörte er manchen Witz des Tanzmeisters, manches gutmüthig neckende Wort Seraphinens, welches, einen geringen

Respect vor seiner Stellung als angehender Gelehrter bekundend, die übrige Gesellschaft demoralisirte und zu einem höchst unziemlichen Gekicher veranlaßte. Er suchte zwar das peinliche Gefühl in seiner Brust, welches dadurch erweckt wurde, mit höchst geringschätzigen Raisonnements über Springkünstlerinnen, Dütendreher und junge Gänschen zu beruhigen, denen gegenüber er entschieden ein Geschöpf höherer Gattung war; aber es befand sich unter den Schülern noch ein Student, wenn auch ein eben erst dem Gymnasium entronnenes, bartloses Bürschchen, und was er auch that, das Selbstgefühl zu stärken und wach zu erhalten, er unterlag doch dem peinlichen Gefühle, lächerlich zu sein. Seine Verhältnisse hatten es mit sich gebracht, daß er erst jetzt durchkosten mußte, was in jüngeren Jahren eine der gesundesten Lehren fürs Leben ist. Um so härter empfand er die Kränkung dieser an sich nicht böse gemeinten Neckereien, denn sie trafen nicht mehr den unreifen Jüngling, sondern den Mann an der Schwelle der Zukunft. Er war aber doch noch zu jung, um ihnen gleichgültige Kälte entgegenzusetzen und hatte die Anlage nicht,

durch eigenen Humor den Neckern die Spitze zu bieten. Die Röthe der Scham stieg ihm ins Gesicht, er war verwirrt, fast traurig, ja manchmal fühlte er einen Zorn, daß er dem Nächststehenden hätte an die Kehle springen können, und schmerzlich nagte an ihm in Wirklichkeit der Gedanke, den er zu seiner Beruhigung gebrauchen wollte, daß es ihm geistig untergeordnete Leute waren, die ihn verlachten.

Er bereute es als eine Thorheit, sich in seinen »alten Tagen« solchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt, um einiger Sprünge willen die durch jahrelange Mühe und ernste Arbeit erworbene Würde kindischem Uebermuthe geopfert zu haben. So war er während der Tanzstunden meist verdrießlich, beengt und dachte nicht daran gleich den Uebrigen, die Tänzerin durch einen sentimentalen Cultus zu verehren. Dadurch stieg er ganz wesentlich in der Gunst Berthas, seines »Hausfräuleins«.

Sie hatte zwar den für eine Verliebte harten Kampf zu bestehen, daß der Mann ihres Herzens statt als Held als lächerliche Figur in der Gesellschaft auftrat, aber sie überwand denselben um so leichter, als sie wahrnahm,

wie er sich von den anderen Herren vortheilhaft durch seine Gleichgültigkeit gegen Seraphine unterschied. Sie belohnte ihn während der Stunden sowohl, wie namentlich auf dem Nachhausewege mit tröstenden, aufmunternden Worten, wie: »Es wird schon gehen!« »Heute haben Sie viel besser getanzt als sonst!« u. s. w.

Hertinger, der nicht gestehen wollte, wie er in den Tanzstunden litt, war ihr für solche Trostworte besonders dankbar. Auf den nur vom Gaslichte schwach erleuchteten altstädtischen Winkelgassen, durch welche sie den Nachhauseweg machten, verlor er schnell die trübe Stimmung und unterhielt sich mit der jungen Gefährtin über gewisse Kunstgriffe beim Tanzen oder auch über Anderes. Schon nach den ersten Stunden hatte er ihr, als sie einmal auf dem schlechten Pflaster gestrauchelt war, den Arm angeboten, und seitdem legte Bertha, sobald sie auf die Gasse gekommen waren, ohne eine Einladung abzuwarten, ihre Hand auf seinen Arm. Niemand von den Mitschülern hatte dieselbe Richtung des Weges. So waren sie stets allein.

Mit der Zeit bemerkte Hertinger, daß ein solcher

nächtlicher Gang durch die Straßen mit einem hübschen, freundlich plaudernden Mädchen einen gewissen Reiz habe, den er nicht genau definiren konnte, der aber trotzdem von so großer Macht war, daß er sich jedesmal auf das Ende der Tanzstunde freute und sogar die Beschwerden während derselben als unangenehmes Mittel zum angenehmen Zwecke leichter hinnehmen lernte. Daß Bertha ein gutes Mädchen war, zeigte sich darin, daß sie keinen Theil an der kindischen Spottsucht der Uebrigen nahm und aus eigenem Antriebe, als könne sie in seiner Seele lesen, ihm Aufmunterung zu Theil werden ließ. Dieser Gedanke, daß sie ein gutes Mädchen sei, überkam ihn oft zu ganz unpassender Zeit, im Colleg oder in der Stube, wenn er sich eben mit des Demosthenes Rede vom Kranze sauer mühte, und er wunderte sich dann, wie ein so ganz braves, aber geistig ihm doch so sehr untergeordnetes Mädchen ihm so oft ins Gehirn kommen konnte.

Bertha machte an sich selbst seit den Tanzstunden eine ganz neue Wahrnehmung. Sie hätte sich zwar niemals gestanden, daß ihre »Liebe« zu dem Zimmerherrn

ursprünglich ein Spiel der müßigen und doch sehr lebhaft nach Thätigkeit begehrenden Backfischphantasie war, aber sie erkannte, daß die Tanzstunden ihre Herzenssituation ganz wesentlich verändert hatten.

Hertinger als Helden, als Ideal zu träumen, ging nach der Rolle, die er in den Tanzstunden spielte, absolut nicht mehr. Stattete sie ihn auch mit den großartigsten Vorzügen des Herzens und Geistes aus, des Tanzmeisters verhängnißvoller »Ziegenbock« und das Gekicher der Mitschüler klang, jeden idealen Traum zerstörend, an ihr Ohr. Sie wäre höchst wahrscheinlich der Versuchung erlegen, ihre sehr oberflächlich begründete Neigung aufzugeben, hätte einer der redegewandteren und geschickter tanzenden Herren sich huldigend an sie gewandt. Da aber diese sämmtlich nur für Seraphine lebten und dachten, war die Versuchung von ihr genommen, und ein Aufgeben Hertingers hätte in ihrem Herzen ein Vacuum hinterlassen, welches ihrer Stellung als siebzehnjähriges Mädchen vollkommen widersprochen hätte. So erwuchs ihr die Aufgabe, sich mit der fatalen Thatsache eines lächerlichen Liebhabers abzufinden, so gut es ging.

In der Viertelstunde, deren sie bedurften, um von der Tanzstunde nach Hause zu gelangen, wurde nicht immer nur vom Tanzen gesprochen. Hertinger war nach und nach mit dem Mädchen auf einen noch viel vertrauteren Fuß gekommen, so daß er wiederholt sich mit ihr, wie mit einem guten Freunde, über seine Aussichten und Pläne für die Zukunft unterhielt. Bertha streute dann manche Fragen ein, um sich über das Berufsgebiet eines Philologen zu orientiren. Aus diesen Unterhaltungen nun ergab sich ihr in Bälde, daß Hertinger, ein gutes Examen vorausgesetzt, in zwei bis drei Jahren einen Hausstand ganz gut würde gründen können, und daß dereinst »Frau Professorin« ein ganz wohlklingender Titel sei. Hertingers Rolle in der Tanzstunde erschien im Hinblicke darauf, daß kein Mensch Alles kann und Tanzen außer für Ballettänzer doch nur in die Rubrik der brodlosen Künste gehört, als eine unbedeutende Schwäche, die nur für ein sehr kindisches Mädchen ein Hinderniß der Liebe bilden konnte. Damit war sie auf jenen Boden realistischer Denkweise gelangt, welcher mehr, als die jungen Mädchen zugestehen wollen,

die Tiefe ihres Gefühles bestimmt. Das leidenschaftliche Festhalten hoffnungs- oder zielloser, schöner Träume, das selige Schwelgen in dem unklaren Gefühle planloser Sehnsucht ist viel mehr die Sache schwärmerischer Jünglinge. Das zarte Geschlecht ist auch das praktischere Geschlecht und pflegt, wenn sich dazu geeignete Anknüpfungspunkte finden, den idealen Traum von einem Helden nach romantischen Mustern mit klarer Besonnenheit gegen die Vorstellung des Heirathscandidaten zu vertauschen, den man mit bescheideneren Vorzügen ausstattet, den man weniger leidenschaftlich anbetet, der sich aber mit viel größerer Zähigkeit in den Ideenkreis festsetzt und nicht so leicht, wie der Held des ersten Traumes, mit einem Nachfolger vertauscht wird.

Indessen kam die Zeit, in welcher Hertinger die anfangs unüberwindlich scheinenden Widersprüche zwischen den Voraussetzungen der Tanzkunst und seinen Naturanlagen wenigstens so weit überwunden hatte, daß die ominösen Ziegenbockattituden nur als Rückfälle in einem Momente der Vergeßlichkeit vorkamen. Der Mensch ist schwach. Wie ihn vorher das Bewußtsein seiner weit

wichtigeren geistigen Vorzüge nicht über die Lachlust seiner Mitschüler hinweggebracht hatte, so vermochte er jetzt nicht ein Gefühl der Befriedigung zu unterdrücken, welches den Empfindungen nach einem glücklich bestandenen Examen gleich kam. Ein ihm sonst völlig fremder Zug erhöhten Selbstgefühles lag auf seinem Gesichte, wenn er mit einer der Damen tanzend die Mitschüler mit Blicken streifte, welche ganz deutlich sagten: „Nun, habt ihr noch etwas zu lachen?“ Wenn ihn Bertha oder auch Seraphine lobte, daß er jetzt so gut tanze, dann sagte er freilich in einem geringschätzigen Tone:

„Es ist das Schwierigste nicht, was man zu lernen hat!“ und er betrachtete nach wie vor die Tanzkunst als eine der größten Werthlosigkeiten, mit denen der Weise sich nur befaßt, um mit den Wölfen zu heulen.

Außer in einem zeitweiligen Mienenspiele verrieth er aber auch noch in einem andern Umstande, auf welchen Bertha ihr besonderes Augenmerk richtete, das Begehren nach die Vergangenheit tilgender Anerkennung. Er bemühte sich in auffälligster Weise darum, möglichst oft mit Seraphine tanzen zu können. Da nun diese

von den übrigen Schülern mit dem lebhaftesten Eifer umdrängt wurde, mußte sich Hertinger besonders anstrengen, um einen Tanz von ihr zu erreichen, und sein aus harmlosen Motiven entspringendes Benehmen nahm dieselbe äußere Gestalt an, wie die Bemühungen der von ganz anderen Beweggründen geleiteten Genossen. Bertha zettelte verschiedene kleine Intriguen an, um ihrem Zimmerherrn Hindernisse in den Weg zu legen und, wenn gar nichts Anderes half, verlangte sie kurzweg, er solle mit ihr tanzen. Sie war dabei ursprünglich nur von dem Gedanken der Vorsicht geleitet. Als sie jedoch zu bemerken glaubte, daß der so unschuldig scheinende Hertinger mit dem ganzen Menschengeschlechte die Eigenschaft der Hinterlist und Heuchelei theile und, wenn er Seraphinens einmal habhaft wurde, Rückfälle in die frühere Ungeschicklichkeit simulirte, um möglichst lang von ihr »dressirt« zu werden, entbrannte ihr Herz in Eifersucht. Eines Abends, als sie einen ganz besonderen Grad von Heimtücke an ihm wahrnahm, entschloß sie sich zu einer entscheidenden That.

»Biegen oder brechen!« »Es muß klar werden

zwischen uns!« »Mein weiblicher Stolz empört sich!«
»Er mag wählen zwischen mir und ihr!«

Solche und andere bei ähnlichen Gelegenheiten übliche, wie Bertha aber meinte, »ihrem Charakter eigenthümliche« Gedanken gingen ihr während dieser argen Tanzstunde durch den Kopf.

Nach Beendigung derselben vermied sie es, ihren Arm, wie gewohnt, in den Hertingers zu legen. Dieser war von der Macht der Gewohnheit so sehr beherrscht, daß er in verwundertem Tone frug:

„Aber, Bertha, warum gehen Sie heute allein?"

„Weil ich gern allein gehe!" war die scharf klingende Antwort.

Hertinger sah das Mädchen mit einem verblüfften Seitenblicke an und schwieg. Nachdem sie einige Schritte gegangen waren, begann er ein gleichgültiges Gespräch, nicht etwa mit den diplomatischen Hintergedanken sich über die veränderte Situation auf indirectem Wege aufzuklären, sondern, weil er sich unbehaglich fühlte und nichts Besseres zu thun wußte.

„So?" „Ja!" „Nein!" „Wirklich!" „Möglich!"
„Wahrscheinlich!" „Ich glaube!"

Das waren die einzigen Worte, welche das sonst gesprächige Mädchen noch dazu in sehr langen Intervallen zur Verfügung hatte. Hertinger schwieg wieder eine Weile, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, seine Begleiterin zu einem ausgiebigeren Gebrauche des deutschen Sprachschatzes zu veranlassen. Nach einigen Minuten aber entschloß er sich endlich zu der Frage:

„Aber, Bertha, was haben Sie denn?"

„Nichts! Gar nichts!" war die in eigenthümlicher Dehnung gesprochene Antwort.

„Ich habe Sie doch nicht beleidigt?" frug Hertinger wieder nach einer Pause.

„Nein! Ich würde mir das auch verbitten!"

„Aber ich begreife nicht — — —"

„Manche Leute begreifen sehr schwer!"

„Aber, Bertha — —!"

„Ich möchte Sie bitten, mich durch keine größere Vertraulichkeit auszuzeichnen als andere Damen und Fräulein Bertha zu sagen!"

„Aber," rief er jetzt ärgerlich aus, „das sind kindische Dummheiten. Sagen Sie es doch, was Sie haben!"

„Dummheiten! — Mein Herr! benehmen Sie sich anständig gegen eine junge Dame!" entgegnete Bertha mit bebender Stimme und laut aufathmend.

„Ja! Ich kann das nicht anders nennen, wenn Sie ohne Veranlassung mir da Scandal machen!"

„Scandal machen! Sie drücken sich sehr studentisch aus, mein Herr!"

„Um Gottes willen, so sprechen Sie doch, was geschehen ist!"

„Das wissen Sie selbst recht gut! Ich habe auch gar keine Veranlassung, Ihnen eine lange Erzählung zu machen. Ich hätte überhaupt geschwiegen, wenn Sie mich nicht gefragt hätten!"

„Ich weiß gar nichts!" sagte Hertinger mit wachsender Ungeduld. „Ich kann Ihnen daher nur sagen, daß Ihr Benehmen höchst eigenthümlich ist. Ich bin mir keiner Schuld bewußt, und es stände Ihnen besser an, mir zu erzählen, was Sie gegen mich haben,

damit ich mich rechtfertigen kann, als unverständliche Redensarten zu machen!"

„Das ist wirklich sehr gut!" sprudelte Bertha mit einem trockenen Lachen hervor. „Ich bekomme einen Verweis, weil der Herr — — — nun ja — — ich habe Ihnen keine Vorschriften zu machen! Es ist mir auch höchst gleichgültig, was Sie thun!"

„Mir ist es aber nicht gleichgültig, mich mit Ihnen herumzanken zu müssen, ohne zu wissen warum!" entgegnete ihr Begleiter.

Bertha schwieg einige Secunden und sah ihn scheu forschend von der Seite an. Dann sagte sie mit zögernder Stimme:

„Ich habe Sie nicht veranlaßt, sich mit mir herumzuzanken — durchaus nicht!"

„Haben Sie mir nicht Ihren Arm verweigert, haben Sie mir nicht gesagt, ich solle Sie »Fräulein« nennen?"

„Bin ich nicht berechtigt, mich Fräulein nennen zu lassen?"

„Allerdings! Aber ich — aber wir — kennen uns

doch gut genug — ich nenne Sie ja meistens nur Bertha!"

„Ich habe Ihnen das hingehen lassen, weil — weil — — — Jede Dame hat aber das Recht, einem Herrn anzugeben, auf welchem Fuße sie mit ihm stehen will."

„Und Sie wollen auf einmal auf einem andern Fuße mit mir stehen als bisher?"

„Allerdings, seit Sie sich auch mit anderen Leuten auf einen andern Fuß gestellt haben!"

„Das verstehe ich wieder einmal nicht!"

„Nun wohl, ich will Fräulein Bertha genannt werden, um mich von anderen Leuten zu unterscheiden, die, wie es scheint, demnächst einfach »Seraphine« heißen werden. Verstehen Sie mich vielleicht jetzt?"

„Das also ist es! Das hätten Sie gleich sagen können! — Das ist wirklich sehr gut!" rief Hertinger, seine Ungeduld in die heiterste Laune verwandelnd.

Sie waren eben an ein sogenanntes Durchganghaus gelangt, dessen langgestreckter, von einem kleinen Hinterhofe unterbrochener Flur eine bedeutend kürzere Verbin-

dung mit der jenseits gelegenen Straße ermöglichte, welche sonst nur durch eine bogenförmige Umgehung einer größeren Häusergruppe erreichbar gewesen wäre. Gewöhnlich war dieser mit groben Steinen gepflasterte Durchgang von einigen Gasflammen erleuchtet. Heute hatte irgend ein Zufall die ohnehin nicht allzusehr frequentirte Passage unbeleuchtet gelassen, und das Paar, das vor dem hohen Thorbogen stand, sah ein undurchdringliches Dunkel vor sich. Bertha blieb eine Secunde zaudernd stehen. Die Situation schien ihr jedoch nicht dazu angethan, ein Wort an den Begleiter zu richten, und so folgte sie diesem, der arglos bereits einen Schritt in die Finsterniß gemacht hatte. Kaum waren sie in den schmalen Flur eingetreten, als ein Geräusch und ein ganz leiser Ruf Hertinger belehrte, seine Begleiterin, von welcher er nur dunkle Umrisse gewahren konnte, sei über einen hervorragenden Pflasterstein gestrauchelt. Er trat ganz dicht zu ihr heran und sagte:

„So geben Sie mir doch den Arm! Es ist zu finster hier!“

„Lassen Sie mich!“ stammelte Bertha mit erstickter

Stimme, und zugleich kam ein schluchzender Ton aus ihrer Kehle.

„Aber, mein Gott, Sie weinen ja!“ rief Hertinger jetzt. „So seien Sie doch vernünftig! Was habe ich Ihnen denn gethan?“

„Das fragen Sie noch?“ stotterte Bertha unter Thränen. „Zu allem Andern verhöhnen Sie mich, finden es lustig, daß ich mich ärgere über — über Ihre Seraphine!“

Als sie diesen Namen mit höchster Kraftanstrengung hervorgestoßen hatte, ließ sie ihrem Schmerze ungehemmten Lauf. Hertinger aber entwickelte nunmehr eine Besorgniß wie für einen Fieberkranken. Sie ließ es geschehen oder bemerkte es nicht, wie er ihren Arm in den seinen legte und noch dazu seine Hand beruhigend auf ihr matt herabhängendes Händchen legte.

„Meine Seraphine!“ sagte er in einem beinahe entsetzten Tone. „Aber Bertha, liebe Bertha, so hören Sie doch zu weinen auf! Sie irren sich ja ganz entsetzlich! Ich wollte Sie ja nicht verhöhnen! Sie haben das falsch ausgelegt! Aber so hören Sie doch zu weinen auf!“ .

Die stürmische Beredsamkeit Hertingers wirkte wenigstens so viel, daß die Thränen leiser flossen und nur hier und da den Nachwehen eines sich verziehenden Gewitters vergleichbare, schluchzende Töne hörbar wurden. Sonst war es still. Kein Mensch außer ihnen ging durch die finstere Passage. Von fern her tönte das Rasseln und Lärmen des abendlich erregten Straßenverkehrs. Unbewußt hatte sich Bertha dichter an den Begleiter geschmiegt. Diesem war ganz neu, ganz sonderbar zu Muthe. Der weiche Sammt ihrer Jacke, der sich bald leichter, bald fester an seinen Arm drückte, die zuweilen fühlbaren, leisen Zuckungen der in seiner Hand ruhenden Finger, die Empfindung des lebendig Bewegten und doch Unkennbaren an seiner Seite versetzte ihn in einen beklemmenden, den Athem erschwerenden, den Kopf betäubenden und doch keineswegs unbehaglichen Zustand, welcher dem jungen Büchergelehrten in raschem, kaum minutenlangem Verlaufe das Bild seiner bisherigen Beziehungen zu Bertha vorführte und den höchst einfachen, aber durch seine Neuheit effectvollen Gedanken erzeugte:

„Es ginge mir doch recht viel ab, wenn ich Bertha

nicht kennen würde!“ woran sich als praktische Früchte des Collegiums über Logik noch weitere Gedanken reihten, welche ihren Schluß in der eines Aristoteles würdigen Construction fanden:

„Es geht mir nichts ab, weil ich Bertha kenne. Weil mir nichts abgeht, bin ich glücklich. Ich bin glücklich, weil ich Bertha kenne.“

Dieses exercitium logicum hatte Hertinger in einer Secunde vollendet. Damit hörten aber auch alle weiteren Begriffsentwicklungen auf.

„Ich bin glücklich!“ war und blieb der einzige Inhalt seiner augenblicklichen Gedankenwelt.

„Sind Sie jetzt beruhigt?“ frug er mit befangener Stimme, einen stärkeren Druck auf die in seiner Gewalt befindliche Hand ausübend.

„Ja!“ kam es ganz leise aus dem Dunkel.

„Sie waren also wirklich eifersüchtig auf Fräulein Seraphine?“

Keine Antwort folgte auf diese Frage, und das leise Kopfnicken Berthas konnte der Fragende nicht bemerken.

Ihr Arm wurde plötzlich frei gelassen. Gleich darauf spürte sie, wie erst ganz schüchtern, dann muthiger Hertingers Arm das Sammtjäckchen an der Taille umschlang. Sie wich dieser kühnen Bewegung nicht aus, aber sie zitterte am ganzen Körper, und ihr Fuß war wie gelähmt, als Hertinger in seltsam gepreßtem Tone frug:

„Sie haben mich wohl ein Bißchen lieb, Bertha?"

Sie konnte in diesem Augenblick nicht weiter schreiten, und er, statt ihrer momentanen physischen Schwäche durch eine geschickte Leitung zu helfen, blieb einfach stehen und stand auch noch, als sie schon wieder hätte gehen können.

„Es ist so finster hier!" stammelte sie.

„Fürchten Sie sich etwa?" frug Hertinger.

„Das nicht! Aber wir müssen gehen!" sagte sie ganz leise und bog sich unter dem stärkeren Drucke seines Armes nach vorwärts.

„Haben Sie mich lieb, Bertha?"

„Aber, Herr Hertinger! — So gehen Sie doch! Bitte, Herr Hertinger! Ich bin Ihnen böse!"

Es ist schwer sich im Dunkeln eines Feindes zu erwehren, noch dazu, wenn der Feind eigentlich es gar nicht so feindlich meint. Eine Biegung des Kopfes war der einzige Widerstand, den sie leisten konnte; diese bot dem so plötzlich zu einem kühnen Räuber entwickelten Jugendlehrer in spe gerade die Wange als willkommene Beute, und der einmalige Erfolg ermuthigte ihn, einem halblauten: „Aber, Herr Her — — —“ die zwei letzten Silben auf eine nachdrückliche Weise abzuschneiden.

„Sie sind recht unartig, Herr Hertinger!“ sagte Bertha, als sie wieder ihre Freiheit erlangt hatte.

„Wenn ich das gewußt hätte — — —“

„Hätten Sie mir vorher nicht so böse Worte gegeben!“

„Dann hätten Sie mich durch die Petersgasse führen müssen!“

„Ich habe es ja auch nicht vorher gewußt!“

Bertha schwieg.

„Sie sind mir doch nicht böse?“ frug Hertinger nach einer Weile.

„Ach nein!“ klang es an sein Ohr, so weich, so

lieb, daß er, ehe das Mädchen sich's versah, einen neuen Kuß auf ihre Lippen drückte.

„Jetzt sollte ich Ihnen aber wirklich böse sein!“ sagte Bertha in einem Tone, den er allerliebst fand.

„Warum denn?“ entgegnete er. „Wir haben uns ja lieb!“

„Ist das wahr?“ frug sie in scheu scherzendem Tone und schmiegte sich zutraulicher an den Arm des Gefährten.

„Was mich betrifft, gewiß!“ lautete die Antwort.

„Ach!“ seufzte sie, „das sagen Sie jetzt. In einem Jahre oder noch früher werden Sie ganz anders sprechen!“

„Das glauben Sie von mir?“ rief Hertinger im Tone aufrichtiger Entrüstung.

„Sie sind auch nicht anders als die Anderen, und wenn Sie mich auch gern haben, so lange Sie mich alle Tage sehen, vergessen Sie mich doch, wenn Sie einmal fort, in eine Stellung kommen, und lächeln höchstens bei der Erinnerung an Ihre Studentenliebe!“ meinte Bertha, die mit der Schlauheit ihres Geschlechtes

immer zweifeln wollte, um desto kräftigere Versicherungen des Gegentheiles zu hören.

Sie waren unterdessen aus der finsteren Passage an die Straße gekommen, welche als eine der Hauptverkehrsadern der Altstadt um die Zeit des Uebergangs regen Geschäftsverkehrs zur feierabendlichen Ruhe einem bunt belebten Ameisenhaufen in der Bewegung der hin und her eilenden Menschen glich und einem tollen Hexensabbathe in dem ohrenbetäubenden Lärm der rasselnden Wagen, schrille Zeichen gebenden Tramways und kurze Rufe ausstoßenden Händler und Lastknechte mit ihren Handfuhrwerken. Das fahle Licht der Gaslaterne und ein nicht sehr starker, aber doch merkbarer Nebel vollendeten das typische Bild einer großstädtischen Decembernacht. Während sie sich durch dieses Gedränge, Gewoge und Geräusch hindurcharbeiteten, um die nahe Wohnung zu gewinnen, hielt Hertinger mit durch die Umstände zu stärkerer Anstrengung veranlaßter Stimme der an ihn geschmiegten Bertha einen Vortrag, welcher ihre oben kundgegebenen Zweifel beseitigen sollte. Den Vorübergehenden klangen einzelne Worte ans Ohr wie

»Schuft«, »Charakter«, »Erbärmlichkeit«, »Mannes-würde«, »Grundsätze«, »leichtfertiges Spiel« u. s. w. Bertha besaß von Natur ein gutes Gehör, das sie noch besonders anstrengte, um kein Wort des Begleiters zu verlieren. Was Hertinger in lebendigem Redeflusse sagte, war von den Schwüren und Metaphern eines feurigen Liebhabers ebenso verschieden, wie von den Ergüssen eines sentimental-lyrischen Unsterblichkeits-Candidaten und klang so pedantisch bieder, vernünftig ehrbar, wie die Rede eines Pastors oder eines Komödienvaters. Bertha aber war ausnehmend zufrieden damit. Hätte die Sprache eines Romeo oder Mortimer ihr vielleicht das Blut lebhafter bewegt, das Herz in holderen Schauern schlagen lassen, Hertingers Beredsamkeit hatte etwas ganz außerordentlich Greifbares, das statt des Reizes der Leidenschaft die ruhigere Stimmung der Zuversicht verlieh. Da gab es keins jener schönen, einschmeichelnden Worte, die, so sehr sie gefallen, immer den Zweifel erwecken:

»Ist's ihm ernst? Uebertreibt er nicht, um sich bei mir einzuschmeicheln?« Alles klang so, daß kein anderer

Gedanke aufkommen konnte, als: »Auf den darf ich mich verlassen, der heirathet mich jedenfalls!«

Er sprach noch, während sie die Treppe hinaufstiegen. Vor der Thür zögerte Bertha zu klingeln. Hertinger aber griff arglos, gleichzeitig weitersprechend, nach dem Glockenzuge und läutete mit einer Energie, welche eine ungeduldige Bewegung seiner Gefährtin zur Folge hatte. Aus der Wohnung hörte man das Geräusch einer sich öffnenden und schließenden Thür und gleich darauf näher kommende Schritte.

„Lieber Josef!“ flüsterte Bertha, schlang ihren Arm um Hertinger und gab ihm einen herzlichen, aber vorsichtig geräuschlosen Kuß. Ehe er sich von seiner Ueberraschung erholen konnte, sah er in das Gesicht der Frau Weizeneder, welche die jungen Leute willkommen hieß.

„Guten Abend, Mama!“ rief Bertha vergnügt und lief ihrer Stube zu.

Hertinger aber vergaß ganz, den Gruß seiner braven Hausfrau zu erwidern und schritt wie traumbefangen seiner Stubenthür zu.

Viertes Kapitel.

Der erste Ball gilt gemeiniglich darum als ein so hervorragendes Ereigniß im Mädchenleben, weil es sich darum handelt, unter dem Scheine eines sehr harmlosen Vergnügens einen viel wichtigeren Zweck zu verfolgen, dessen süße, unklare Ahnung aber jene Empfindung erzeugt, welche das an sich Einfache zum Besonderen, Außergewöhnlichen macht. Wenn nun der besagte wichtige Zweck schon vor dem ersten Balle erreicht ist, so sollte dieses Ereigniß das Aufregende, Spannende verlieren. Bei Bertha war dies jedoch nicht der Fall, und ihr Verhalten bewies, daß den Töchtern Evas doch Manches als typisch nachgesagt wird, was, ein-

mal zutreffend, in vielen anderen Fällen Verleumdung ist.

Durch die Vermittlung jenes Commilitonen Hertingers, welcher an den Tanzstunden theilgenommen hatte, war Frau Weizeneder mit Tochter auf den Ball der zahlreichsten studentischen Corporation, des akademischen Gesangvereins, geladen worden, welcher gleich in den ersten Tagen nach Beginn des Carnevals im großen Ballhause abgehalten wurde. Obwohl sie bereits gefunden hatte, was Andere vergeblich auf Bällen suchen, beziehungsweise hoffen, empfand sie doch jene ganze Scala von Empfindungen, vom Aussuchen des Kleiderstoffes, bis zum Anprobiren der Robe und von da bis zum ersten Walzerschritte durch, welche in ihrer Gesammtheit als »Ballfieber« bezeichnet werden. Es war die naive Jugendluft, das urwüchsige Gefühl des Lebensdranges, was in ihr dieselben Stimmungen erzeugte, die bei Anderen wenigstens zuweilen mit weniger naiven Gedanken untermengt sind.

Hertinger spielte während dieser Zeit der Vorbereitungen eine Rolle ganz eigenthümlicher Komik. Bertha

hielt es als eine natürliche Consequenz ihrer Beziehungen zu ihm, welche im Verlaufe von vierzehn Tagen sich zu einem idyllartigen Zustande ruhigen, ehrbar leidenschafts-losen Bewußtseins gegenseitiger, dauernder Neigung entwickelt hatten, daß er bei allen seinen Vorbereitungen nicht um seinen Rath, aber doch um sein Urtheil gefragt wurde. Der Candidat der Philologie, welcher über das Costüm der Penelope oder die Frisur der Agrippina am Ende eine zulängliche Auskunft hätte geben können, von einer modernen Damentoilette aber, obwohl er sie täglich auf der Straße zur Genüge sah, nicht mehr wußte als von der Landwirthschaft oder von der Construction einer Locomobile, betrachtete die ihm vorgelegten Stoffe von zartem Gewebe und die täuschend nachgeahmten Blumen mit einem langen, durchdringenden Blicke, welcher dem forschenden Auge des Kenners einigermaßen ähnlich sah, in Wirklichkeit aber, wie dies auch anderen Leuten in ähnlichen Fällen ergeht, die vollkommenste Rathlosigkeit bedeutete.

„Schön! Sehr schön!“ war dann schließlich der Urtheilsspruch, der mit derselben monotonen Würde

vorgetragen wurde, wie der künftige Professor nach Jahren zu einem Schüler, der sein Pensum brav gemacht, gesagt haben dürfte: „Es ist gut! Setzen Sie sich!“

Ganz eigen geartet wurde die Situation des Kritikers wider Willen, als Bertha eines Abends die fertige Ballrobe anprobirte und er aus seiner Stube citirt wurde, seine Meinung zu äußern. Es handelte sich nicht mehr darum, einem nichtssagenden Producte des Modemagazines gegenüber eine nothdürftige Phrase zu finden. Jenes, aus weißem Tarlatan, rothen Atlasbändern und Blumen bestehende und von kundiger Hand einfach, aber anmuthig geformte Product umschloß einen jungen, volles Leben athmenden Körper, und dieser eben wollte sich der Antwort freuen, welche auf die Frage, wie die Hülle gefalle, folgen mußte. Bei aller Unweltläufigkeit ahnte Hertinger doch diese indirecte Absicht der directen Frage und war sich einer viel größeren kritischen Aufgabe bewußt, als in den früheren Fällen. Die mit einem begierig fragenden Lächeln vor ihm stehende Bertha gefiel ihm auch ganz ausnehmend.

Wenn er aber gleichwohl ſtumm und mit einem Geſichts-ausdrucke, der nichts weniger als geiſtreich war, daſtand und erſt auf die Frage: „Nun, warum reden Sie nicht?“ ſein ſtereotypes „Schön! Sehr ſchön!“ mur-melte, lag der Grund hierzu noch in einem ganz andern Umſtande, als in der mangelnden Gewandtheit, den treffenden Ausdruck für ein charakteriſtiſches Urtheil zu finden. Zum erſtenmal in ſeinem Leben ſah er den Nacken und die Arme eines Weibes unverhüllt vor ſeinen Augen, und zum erſtenmal bemerkte er, wie vortheilhaft ein zartes, gleich einer leichten Wolke anliegendes Gewebe eine ſchlanke Taille aus gebauſchten und gerafften Umhüllungen ſich erheben läßt, welch duftigen Reiz die Nachbarſchaft des duftigen, weißen Stoffes der roſig ſchimmernden Haut verleiht. Noch dazu durfte Bertha ſich einer beſonders ſchönen Bildung der Arme und einer ſo anmuthigen Fülle des fein ge-bogenen Nackens rühmen, daß nur ein ganz peinlicher Beobachter in den Achſeln und an den Ellbogen einige Härten unfertiger Jugend entdecken konnte.

Seine Empfindung in Worten zu kennzeichnen, war

er außer Stande. Es war eine Mischung von Bangigkeit und Behagen, mit welcher er sein Auge so starr auf die holde Gestalt haftete, daß ihm fast die Thränen kamen. — Wie aus einem Traume erwachend, fuhr er zusammen, als Bertha frug: „Nun, warum reden Sie denn nicht?" und seine Antwort, waren auch die Worte dieselben, klang doch ganz anders als früher. Er hätte immer so dastehen und schauen können, aber auch nur so, d. h. auf mehrere Schritte Entfernung. Denn, als Bertha, die in ihrem selbstgefälligen Vergnügen nicht ruhig bleiben konnte, hin und her gehend ihm näher kam, wich er instinctiv zurück. Auf seine Stube zurückgekehrt, fand er, wie seit einiger Zeit öfter, daß er für seine Jahre doch viele recht ungeschickte Ideen habe; nach einiger Zeit änderte er den Ausdruck »ungeschickt« selbstlos in den drastischeren »dumm« ab. Dies hinderte jedoch nicht, daß er in der dunklen Stube sich auf das Sopha streckte, die Augen schloß und, ohne zu schlafen, Bertha im Ballstaate in den anmuthigsten Bewegungen hin und her schreiten sah, wobei es ihm nicht einfiel, sich aus diesem angenehmen Phantasiespiele durch Anzünden

der Lampe oder ein ähnliches, einfaches Mittel in die reale Welt zurückzurufen.

Als nur noch wenige Tage bis zu dem im Weizeneder'schen Hause so mancherlei Aufregung verursachenden Ballfeste waren, sah sich auch Hertinger gezwungen, aus der Rolle eines Beobachters in eine activere Stellung einzutreten. Die erste, nicht ohne manchen Stoßseufzer vollbrachte Handlung war die Hingabe eines blanken Thalers für eine zierlich mit allegorischen Zeichnungen von tanzenden und paukenschlagenden Amoretten geschmückte Ballkarte.

Hertinger bedauerte lebhaft, daß er nicht auch als eine gratis zugelassene Zierde des Festes betrachtet wurde wie sein Hausfräulein, sondern nur als ein Theilnehmer an den Kosten desselben willkommen war. Doch mit jenem Thaler war es noch nicht geschehen, sondern die weißen Handschuhe und die Cravatte entlockten neue Seufzer, nicht minder die Leihgebühr für Frack und Cylinder. Frau Weizeneder meinte scherzend, wenn er einen Frack sich kaufte, so wäre dies keine Verschwendung, denn beim bevorstehenden Examen und, wie sie lächelnd

hinzusetzte, bei der seinerzeitigen Hochzeit bedürfte er doch dieses Kleidungsstückes. Bertha, welche dabei stand, als die Mutter so sprach, erröthete ganz gegen ihren Willen und trat hastig ans Fenster. Hertinger erröthete auch, sowohl wegen des sonderbaren Gedankens der Frau Weizeneder, von Hochzeit zu sprechen, als auch aus Schrecken über diese neue Gefahr seiner schmal bemesse=nen Kasse. Sein Gesicht nahm wieder die normale Farbe an, als Frau Weizeneder an der Idee des Aus=leihens doch auch eine praktische Seite fand, um alsbald wieder dunkler zu erglühen, als Bertha, welche sich in=dessen erholt hatte, ganz schüchtern eine Andeutung, Stiefel betreffend, fallen ließ. Klopfenden Herzens holte Hertinger drei Paare, welche er besaß, aus seiner Stube und legte sie den Damen zur Prüfung vor. Nach län=gerer Erwägung wiesen diese gerade auf jenes Paar, welches, wie er zaghaft bemerkte, ein wenig zu eng war. Doch Frau Weizeneder wußte Rath. Einige Tage die Stiefel beim Schuster über den Leisten gelegt, am kritischen Abend die Sohlen der Socken mit Seife berieben, und jede Beschwerde würde vermieden sein, während, wie sie mit

einem Lächeln, das nur dem weiblichen Geschlechte gegeben, versicherte, die beiden anderen doch zum Tanzen nicht leicht genug seien. Bertha betrachtete sogar das appro=birte Paar noch eine Weile mit einem nachdenklichen Blick, der an sich schon für Hertinger beängstigend war, aber durch ein dem Mädchen sonst nicht eigenthümliches Herabhängen der Unterlippe, welches hinzutrat, so un=erträglich wurde, daß er nicht hastig genug die drei Paare zusammenraffen und auf seine Stube eilen konnte. Dort hin und her schreitend, besann er sich darauf, daß es doch eigentlich recht albern gewesen sei, im vorletzten Semester aus seiner bisherigen Studentensitte heraus=zutreten. Aber im weiteren Verlaufe erkannte er auch, daß, ob albern oder nicht, er vor einer unabänderlichen Thatsache stand, unabänderlich nicht nur jetzt, sondern schon von Anfang an. Ce que femme veut, Dieu le veut! Er kannte zwar das Dictum nicht, aber er fühlte dessen Klarheit. Er hatte es nie geglaubt, hatte verächtlich gelächelt, wenn man ihm von dem gewaltigen Einflusse des weiblichen Geschlechtes sprach. Jetzt sah er sein eigenes Dasein von einer Revolution erschüttert,

sich selbst ohnmächtig gegenüber den kühnsten Angriffen auf die Verfassung seines Lebens, und dies Alles hatten Frau Weizeneder und Tochter zu Stande gebracht. Die verschiedensten Geschichten, die er gehört und gelesen, kamen ihm ins Gedächtniß, und er spürte ein Grauen, ein hülfloses Bangen, das ihn sehr übel stimmte. Manch frühreifes Bürschchen fühlt sich einer berüchtigten Sirene der Halbwelt gegenüber sorgloser als Hertinger der biederen Frau Weizeneder und ihrem harmlosen Töchterlein. Doch solche Augenblicke, wie der von der Stiefelinspection hervorgerufene, waren selten. Dagegen waren die Fälle häufiger, in welchen er ein schwer erklärbares Gefühl behaglichsten Wohlbefindens empfand. Dabei war es ihm, als dehne sich seine Brust langsam, aber deutlich merkbar, daß er tief aufathmen mußte. Dieser Zustand trat zumal am Abende häufig ein, wenn er drüben in der Wohnstube bei den Damen saß.

Endlich war der kritische Abend gekommen. Noch nie in seinem Leben hatte Hertinger so viel Zeit gebraucht, seine irdische Hülle in eine von der Civilisation vorgeschriebene zweite Emballage zu packen. Endlich glaubte

er mit Ausnahme der absolut unbezähmbaren Cravatte Alles gethan zu haben, was die Welt von einem Ballhelden beanspruchen kann. Die Stiefel drückten zwar trotz des Rathes der Hausfrau ein wenig auf die große Zehe, und der geliehene Frack, für einen weniger teutonischen Rücken berechnet, schmerzte ein Bißchen unter den Achseln, aber Hertinger tröstete sich mit einem modernen Philosophen, daß jeder Genuß mit Schmerz logisch verbunden sei, und war im wesentlichen doch zufrieden, denn er gewann durch den Spiegel die Ueberzeugung, daß ein Frack nicht bloß den Stutzer kleide, sondern auch der würdigeren Erscheinung des Gelehrten etwas Gefälliges verleihe, eine Festlichkeit, die sich mit dem Ernste des gekrümmten Rückens und der Schlichtheit des mit Wasser glatt geklebten Haares recht wohl vertrug. So ging er hinüber zu den Damen, die, vollauf beschäft, die letzte Feile an die rauschende, knisternde Ballrobe Berthas zu legen, mit Nadel und Faden in hastigem Eifer hantirten, dort zogen, dort strichen, hier nähten, dort steckten. Bertha drehte sich nach allen Windrosen, die Mutter warf scharf prüfende Blicke aus einigen

Schritten Entfernung auf sie und ließ dann ein lebhaftes: »Bleib' stehen!« erklingen, das eine neue Correctur zur Folge hatte. Hertingers nahm man unter diesen Umständen zunächst nicht acht. Erst nach einer Viertelstunde, als Bertha, der mütterlichen Kritik als vollendet entlassen, in dem duftigen Kleide, wie in einer Zwangsjacke, mit ängstlich von sich gestreckten Armen dastand, und, keine unvorsichtige Biegung des Körpers wagend, nur zaghaft das Köpfchen neigte, um sich betrachten zu können, wandte Frau Weizeneder ihr Auge auf den bescheiden in einer Ecke wartenden Zimmerherrn. Auch Bertha riskirte eine langsame Drehung, da ein heiteres Lachen der Mutter an ihr Ohr drang. Der über diese Heiterkeit höchst bestürzte Hertinger mußte nun eine nicht enden wollende Correctur über sich ergehen lassen. Die Knöpfe des Frackes waren nicht zum Zuknöpfen da, wie er geglaubt hatte, sondern dieser mußte, mit anmuthiger Grazie offen stehend, dem blendend weißen Hemd den Effect des Farbencontrastes gönnen; das Haar war wie für einen Prediger, nicht aber für einen auf den Ball gehenden, lebenslustigen Herrn gerichtet. So ging es

fort, während die Cravatte von Frau Weizeneder kunstgerecht geschlungen wurde. Dann aber kam erst die Haltung des Ballcandidaten in Frage. Der echte Weltmann, hieß es, bewegt sich im Frack, wie im täglichen Rock. Herr Hertinger aber stand, ging und bewegte sich in ganz absonderlicher Weise. Einige Gesten seiner Hand und zeitweilige Blicke konnten die Meinung erwecken, der mit der Natur des Frackes nothwendig zusammenhängende Mangel einer bis zu den Knieen reichenden Schöße incommodire ihn so heftig, als befürchte er einen Choleraanfall oder wenigstens eine Unterleibsentzündung. Er athmete freier auf, als das Vorfahren des gemietheten Wagens ihn wieder zu einem völlig gleichgültigen Gegenstande machte. Frau Weizeneder betrachtete sich selbst noch einmal im Spiegel, ob das zwar nicht mehr neue, aber von jenem Seidenstoffe, »wie man ihn heutigen Tages gar nicht mehr bekommt«, gefertigte Kleid und die weiße Spitzenhaube mit den rothen Bändern einer verwitweten Steuerkataster-Revisorsgattin würdig wären, strich mit den Fingerspitzen noch einmal die Scheitelflächen hübsch zurecht und wandte

sich dann an die Tochter, bald zur Ruhe, bald zur Eile mahnend, bald eine Frage stellend, bald auf eine Frage antwortend. Die Handschuhe verursachten schließlich noch eine besondere Nervosität.

Endlich war man so weit, daß Bertha ihre Röcke zusammenfassen und von allen Hauseinwohnerinnen, die an ihren betreffenden Thüren standen, beobachtet, sich die schmale Treppe herabdrücken konnte, gefolgt von Mama und Herrn Hertinger.

Der letztere erhielt noch einige eindringliche Warnungen und Mahnungen, möglichst subtil in den Wagen zu steigen, sich ja recht vorsichtig zu setzen, und bei Leibe keine Bewegung der Füße während des Fahrens zu wagen. So saß er, regungslos, wie eine auf den Rücksitz gesetzte Holzpuppe, während die Situation in seinem Gehirne eine ganz gewaltige Erregung erzeugt hatte. Ehe er noch zur Besinnung gekommen war, hielt der Wagen in der Flur des Ballhauses. Unheimlich kühl wehte es von der blumengeschmückten Treppe her, unheimlich waren die dicken Teppiche, auf die man so lautlos trat, unheimlich war zumal der Riesenspiegel auf

dem ersten Treppenabsatze, in welchem man von unten auf schon sich selbst entgegensah.

„So geben Sie doch Bertha den Arm!“ mahnte Frau Weizeneder.

Hertinger gehorchte halb unbewußt. Er fühlte mit Genugthuung, daß Berthas Arm zitterte. Wenn ihr auch nicht gerade so unheimlich wie ihm, heimlich war ihr doch auch nicht.

Nachdem sie im Vorzimmer die Ueberkleider abgelegt und mit niedergeschlagenen Augen — Hertinger schlug sie noch tiefer nieder als Bertha, welche einen ganz kleinen Aufschlag gegen die im Halbkreise dastehenden Herren vom Comité wagte — die Tanzkarten empfangen hatten, betraten sie den Saal. Sechs mächtige Kronleuchter mit unzählbaren Flammen, weiße Marmorsäulen mit vergoldeten Kapitälen, die freskengeschmückte Decke in ihrer schwindelnd hohen Wölbung, der Blumenduft, der von einer reich mit Pflanzen geschmückten Estrade herströmte, das Alles erzeugte naturgemäß eine Steigerung der schon vorhandenen Verwirrung.

Frau Weizeneder schritt den jungen Leuten voran.

Sie errieth instinktiv, daß die reich geschmückte Estrade zum Aufenthalt der Elite der Ballgäste bestimmt war, und steuerte einer Ecke zu, welche von dieser um die ganze Saallänge entfernt war. Der Contrast ihrer altstädtischen Wohnung mit dieser glänzenden, prunkenden Welt war zu groß, daß nicht auch sie eine kleine Beklemmung verspürte, wenn sie dieselbe auch unter der Maske eines feierlichen Ernstes verbarg, der ihr völlig unbeabsichtigt das Aussehen einer recht grimmigen Tugendwächterin ihrer Tochter verlieh. Diese schritt dahin, ohne nach rechts oder links zu sehen, ohne eine klare Empfindung, traumbefangen, wie von einem Feenmährchen berückt. Hertinger hingegen empfand mehr, als ihm lieb war. Der Lichtglanz, die Höhe und Breite, die prunkenden Einzelheiten des Saales, das Alles zusammen konnte zwar mit dem Namen »höhere Ungemüthlichkeit« bezeichnet werden, aber es ließ sich gewöhnen. Geradezu unausstehlich jedoch war der Parquetboden. Ein normaler menschlicher Tritt war auf dem schlüpfrigen Material vollkommen unthunlich, ganz abgesehen von dem Umstande, daß bei einem solchen Versuche die Stiefe

ein abscheulich klapperndes Geräusch verursachten. Es blieb ihm nichts übrig, als sich auf ein höchst sonderbares und immer noch nicht gefahrloses Schleifen zu verlegen, welches sich neben dem leichten Tritte der von ihrer natürlichen Behendigkeit unterstützten Bertha höchst unvortheilhaft ausnahm.

In der mit einem von grünem Buschwerke umgebenen Sopha geschmückten Ecke angelangt, standen die Drei zusammen und begannen ein Gespräch über den Saal, über die Leere, die noch in demselben herrschte und die damit zusammenhängende kühle Temperatur. Sie sprachen im Flüstertone, und ihre Worte waren so sorgsam ausgewählt, die Sätze kamen so kurz und wohl abgemessen aus dem Munde, ihre Bewegungen waren so steif und gezwungen, als sähen sie sich alle Drei zum ersten Mal. Die fremdartige Umgebung wirkte erdrückend auf sie, und jedes, Bertha vielleicht noch am wenigsten, fühlte ein Heimweh nach der traulichen Wohnstube, in der man so zwanglos zu plaudern gewohnt war.

Der Saal füllte sich von Minute zu Minute, und es entstand ein wachsendes Geräusch knisternder Roben,

summender Stimmen und knarrender Tritte nagelneuer Lackstiefeletten. Auch in der Nähe der Drei sammelten sich Gruppen von Eltern mit tanzlustigen Töchtern. Schüchtern machten Bertha und ihre Mama den Herzutretenden jedesmal einige Schritte Platz, und wagten es nicht, die dem weiblichen Geschlechte specifisch eigenthümlichen, prüfenden Blicke des mehr oder minder stark vorhandenen Concurrenzneides zu beantworten. Als jedoch Frau Weizeneder von der neben ihr stehenden Ballmutter ins Gespräch gezogen wurde und erfuhr, daß auch diese ihre Clara zum ersten Mal ausführe, wich der drückende Zwang. Nach einem leisen Tasten entdeckte Frau Weizeneder, daß der Gemüthszustand ihrer Nachbarin dem ihrigen auf das Haar glich, und die Beiden verwickelten sich nun in eine so lebhafte Conversation, daß sie, das beiderseitige Unbehagen vergessend, sich ganz gut über theure Zeiten, Mutterpflichten, Modethorheiten und schließlich sogar über den Lebenslauf ihrer Kinder von einem prähistorischen Zeitpunkte bis zur Gegenwart unterhielten.

Bertha hatte, obwohl Hertinger mit einigen »Ja=

wohl!« und »Es scheint!« wenig zu ihrer Aufheiterung beitrug und die in der Nähe stehenden Geschlechtsgenossinnen durch ihre Blicke eher deprimirend wirkten, doch rasch die anfängliche Befangenheit verloren, und als erst eben jener Student, welcher ihre Einladung vermittelt hatte, kam und sich nicht nur selbst einen Tanz erbat, sondern auch mehrere Commilitonen vorstellte, schlug ihr das Herz nur mehr aus Vergnügen und jugendlicher Genußfreude. Sie hatte bald ihre Tanzkarte gefüllt, und damit war auch der letzte trübe Schatten, die Furcht vor dem Sitzenbleiben, gewichen.

Hertinger war, während Bertha sich mit der Ausfüllung ihrer Tanzkarte beschäftigte und daneben einige galante Phrasen der Herren lächelnd entgegennahm, sich selbst überlassen. Da er hier und dort sich beobachtet glaubte, fühlte er die Nothwendigkeit, sich aus seiner ziemlich unbequemen Situation aufzuraffen und dem Lächeln, welches er schon auf dieser und jener Lippe bemerkt haben wollte, weitere Verbreitung unmöglich zu machen. Zu diesem Zwecke sann er auf eine Stellung, welche ihm den Anschein eines Mannes geben mußte,

der gewohnt war, sich in derartigen Versammlungen mit Nonchalance zu bewegen. Nach einigem Nachdenken fand er es als das Geeignetste zur Täuschung der öffentlichen Meinung, mit der Miene des Kunstkenners das Apollo und die Musen darstellende Deckengemälde einer näheren Beobachtung zu unterziehen, und, die Hände auf dem Rücken, den Kopf weit in das Genick zurückgebogen, betrachtete er das in der That werthvolle Werk eines namhaften Künstlers mit so großer Aufmerksamkeit, daß ihn nicht einmal der durch diese Stellung hervorgerufene Blutandrang gegen sein sich dunkelroth färbendes Gesicht störte. Er erreichte durch diese feine List seinen Zweck wenigstens so weit, daß er das nunmehr allerdings weit verbreitete Lächeln nicht sah. Erst nach einigen Minuten rettete ihn ein Bekannter aus dieser gesundheitsgefährlichen Stellung, indem er ihn frug, ob er denn schon alle Tänze engagirt habe. Er mußte das Geständniß ablegen, außer dem ersten Walzer, den er mit Bertha hatte, wegen gänzlichen Mangels an Damenbekanntschaft nichts auf der Tanzkarte zu haben.

„So lassen Sie sich doch vorstellen!“ sagte der welt-

kundige Bekannte, und Hertinger, so wenig ihm darum zu thun war, mußte anerkennen, daß, einmal auf dem Balle, er wohl tanzen und dazu sich an Damen wenden mußte, denn davon, daß man auf den Ball gehe, um nicht zu tanzen, von dieser höheren Begriffsentwicklung blasirter Weltmenschen, hatte der arkadische Jüngling noch keine Ahnung. Wie ein Opferlamm ließ er sich erst zu zwei Cousinen, dann zu einigen anderen Damen schleppen, machte Reverenzen wie vor regierenden Königinnen und zog sich mit dem Gedanken: »Wie wird das werden!« zurück. Als ein zweiter Bekannter ihn anredete, ob er noch Touren frei habe, war es weniger eine bewußte List, als eine dem Schrecken entspringende, instinktive Aeußerung, aß er, ein heftiges »Nein! Nein!« ausrufend, weiterstürzte. So hatte er sich wenigstens einige freie Momente in seinem, ihm wie ein Sclaventhum scheinenden, Zustande gerettet. Er stand an Berthas Seite, als die ersten Geigenklänge ertönten. Die holde Musica erschien ihm nicht als lachende, Heiterkeit spendende Göttin, sondern verursachte ihm ein nervöses, dem Zittern nicht unähnliches Gefühl

in den Beinen, das ihn auch nicht verließ, während er, Bertha an der Hand, in der Polonaise ging.

Es erreichte den höchsten Grad, der an Lähmung streifte, da er unmittelbar an der von vornehmen Herrschaften dicht besetzten Estrade im Walzer abtanzen mußte. Dieses »Müssen« hatte einen um so entsetzlicheren Charakter, als eine Masse hinter ihm stehender Paare ungeduldig wartete, daß er die Bahn in dem Saal frei mache. Endlich — es war ein schwerer Augenblick — bewegte er sich vorwärts. Das nachstürmende Paar schob ihn, der sich vergebens bemühte, den Tact zu finden und wenige Schritte vom Ausgangspunkte im Kreise drehte, unsanft bei Seite, so daß Bertha beinahe gefallen wäre.

„Fassen Sie mich doch fester!“ flüsterte das Mädchen und gab sich im selben Augenblicke einen Schwung, der ihren unglücklichen Tänzer mit fortriß in das Chaos tanzender Paare. Den kaum gefundenen Tact wieder verlierend, stehen bleibend und fortgestoßen, rechts gedrängt, links geschoben, getreten, daß er hätte aufschreien können, über Schleppen stolpernd, Bertha mit sich zer-

rend, oder von ihr gezerrt, mühte er sich zweimal um die Runde des geräumigen Saales mit schwindelndem Kopfe, in sinnlosem Taumel, als wäre er in einem Kahne auf sturmbewegtem Oceane und rechts und links brüllende, schäumende, zischende Wogen, die ihn hin und her schleuderten, wie es ihnen gefiel. Endlich stellte er die von solcher Strapaze erschöpfte Bertha an ihren Platz in die Nähe der Mutter. Allmählich kehrte ihm das Bewußtsein wieder. Er warf einen jammervollen Blick auf die wildwogende Masse der Tanzenden, in welcher er eben noch umhergeschleudert worden war, und sagte dann schüchtern zu Bertha: „Es ist nicht recht gut gegangen. Nicht wahr?“

„Es wird schon noch besser gehen, wenn Sie mehr Uebung haben. Es ist schwer, unter so vielen Menschen zu tanzen!“ antwortete diese mit einer engelssanften Miene der Resignation.

Resignation war die augenblickliche Grundstimmung ihres Innern. Sie kannte den Geliebten ihres Herzens zwar lange und gut genug, um von ihm nicht die Umwandlung in einen vollendeten Weltmann erwartet zu

haben. Im Augenblicke aber that es doch neuerdings weh, ihn so weit entfernt von einem Vorzuge zu finden, für welchen jedes Mädchen eine besondere Begeisterung hat, von dem Vorzuge eines flotten Tänzers. Er war eben ungeschickt, unweltläufig und es ist eine harte Empfindung, sich stets aufs Neue sagen zu müssen: »Der Held meines Herzens ist ein Tollpatsch!« Aber es war ein guter Mensch! ein zukünftiger bedeutender Gelehrter! Damit tröstete sie sich wieder und würde sich jedes andere Mädchen unter den obwaltenden Umständen getröstet haben, wo der immense Milderungsgrund in Geltung kam: »Er wird mich heirathen!«

Der neue Tanz begann. Hertinger war angenehm überrascht, daß seine Tänzerin schon, als sie erst die Hälfte des Saales durchtanzt hatten, so ermüdet war, daß sie ihn bat, mit ihr aus der Reihe zu treten und zu conversiren. Er that Letzteres mit besten Kräften. Wenn eine Pause sich unzeitig einstellte, half die Wärme des Saales, der zahlreiche Besuch und Aehnliches aus, um sie nicht über Gebühr auszudehnen. Als bei der nächsten Tour die zweite Dame von derselben Müdigkeit

befallen wurde, stutzte er einigermaßen und wunderte sich, daß gerade ihm der Zufall die zarteren Naturen zugewiesen hatte, während alle anderen Damen unermüdlich im Tanze waren. Nun gebrauchte auch die dritte denselben Vorwand. Jetzt erst empfand er es sonnenklar und Glühhitze in seine Wangen jagend, was diese auffällige Ermüdung zu bedeuten habe.

Die Conversation fiel jetzt so schlecht aus, daß die Dame ausschließlich fast auf ihren Fächer zur Unterhaltung angewiesen war. Hertinger hingegen fühlte eine bittere Wehmuth, noch bitterer als damals in der Tanzstunde. Da mitten in seinen, von Reue, gekränktem Selbstgefühle und Beschämung zusammengesetzten Gedanken lenkte sich sein Auge zufällig auf ein vorübertanzendes Paar. Es war Baron Hallstedt mit Ada von Bodenhausen. Hertinger kannte letztere nicht. Er hatte in diesem Momente auch kein Auge für ihre eigenartige Schönheit, welche in der reichen Robe von blaßgrünem Atlas und silberglänzendem, durchsichtigem Stoffe mit Garnirungen von weißen Blumen und haarartigen, langen Sumpfgräsern noch besonders

picant erschien. Er sah nur den jungen Baron, der in seiner tadellosen Balltoilette, das dunkle Haar sorgfältig ohne Geckenhaftigkeit frisirt, ein nicht gewöhnlich schöner Mann war und mit einer Eleganz tanzte, welche die Aufmerksamkeit um so mehr auf das ohnehin schon auffallende Paar lenkte. Wie er die zarte, leicht an ihn geschmiegte Gestalt erst langsam im Kreise führte, dann plötzlich durch eine im Gedränge sich öffnende Lücke pfeilschnell durchtanzte, jetzt eine Strecke weit rückwärts chassirte, dann sich in anmuthiger Bewegung links drehte, wie er dabei den Körper niemals in eine unschöne Stellung brachte und auch durch das dichteste Gewühl die Dame sicher und ungefährdet hindurchlavirte, das Alles beobachtete Hertinger mit aufmerksamen, begierigen Augen, und die Beschämung wandelte sich in Grimm, in einen gährenden Unmuth gegen unabänderliche Verhältnisse, gegen die Ordnung der Dinge. »Warum bin ich nicht wie dieser Mensch hier geworden? Warum haben ihn das ganze Leben hindurch die Grazien geführt, daß er siegessicher auf die Anmuth seiner Natur pochend auftritt und ihm

Alles freundlich zulächelt? Warum bin ich, fern von Allem, was das Leben schön macht, aufgewachsen in den engsten Schranken, zu einem Arbeitsthiere geworden, einem weltfremden Büchermenschen? Ich habe mich herausgewagt aus meiner Zelle, und all mein Wissen, all meine Arbeit, sie helfen mir nichts, sie bringen mir keine Anerkennung. Ich werde verlacht, wo man ihm zulächelt. Was wäre ich, hätte ich zu meinem Theile noch seinen Theil! Er, er kann mit seinem Theile allein leben, glücklich leben, ihm wird geschmeichelt, er ist geehrt, beliebt. Ich kann nichts als mein Brod verdienen, die Achtung erwerben, die man jedem Arbeiter gewähren muß, der deshalb doch noch nicht fähig ist, unter Gebildeten aufzutreten. Und ich, ich bin doch ein Gebildeter, bin es mehr, viel mehr als zwei Drittheile dieser Leute hier, die weniger wissen als ich. Nicht Wissen, nicht die Frucht jahrelanger Arbeit ist es also, ist die Bildung, der man hier den ersten Platz einräumt — ein besserer Frack als der meine, eine gewandtere Haltung, ein lächelnder Gesichtsausdruck, ein zierlicher Fuß, ein längerer Cursus beim Tanzmeister,

das ist es, was mir fehlt, das ist Bildung, die Bildung, die ich nicht besitze und die meine ganze Gelehrsamkeit nicht aufzuwiegen vermag!«

So murrte und haderte er mit sich selbst, während die Gesichtszüge seiner Dame immer mehr den Ausdruck des Unwillens über den ungalanten Cavalier annahmen. Er bemerkte es nicht und war froh, als sie, da der Tanz geendet, ihn bat, sie zur Mama zurückzuführen und ihn dort mit einem gereizt klingenden: »Ich danke Ihnen!« verabschiedete. Die zwei nächsten Tänze hatte er nicht vergeben. Er drängte sich durch das Gewoge der plaudernd auf und ab wandelnden Paare, um irgend einen stillen Winkel aufzusuchen, in dem er seinen Gedanken nachhängen konnte, seltsamen Gedanken, welche den anfänglichen Zorn des verletzten Selbstgefühles in eine Wehmuth der Sehnsucht, die Reue über einen Mißgriff in Begierde umwandelten.

Da stand er plötzlich vor Baron Hallstedt, welcher ihn mit dem lebhaften Rufe: „Sie hier, Herr Hertinger!“ begrüßte. Ehe er etwas erwidern konnte, fuhr der Baron fort:

„Ein wahres Glück, daß ich Sie treffe! Haben Sie die dritte Parisienne noch frei?“

„Allerdings — —“ stammelte Hertinger in ahnungsvollem Schrecken.

„Gott sei Dank!“ rief der Baron. „Ich suche den ganzen Abend vergebens nach einem Herrn, der diese Tour noch frei hat. Sie müssen sich dem Fräulein von Bodenhausen, der Tochter des Hofrathes, vorstellen lassen.“

„Aber, Herr Baron, ich — —“

„Keine unnöthige Schüchternheit! Sie machen eine sehr interessante Bekanntschaft und verbinden mich ganz außerordentlich. Die Dame war auf diese Tour schon im voraus von einem Bekannten engagirt, der durch irgend ein besonderes Ereigniß abgehalten zu sein scheint, den Ball zu besuchen. Ein teuflischer Zufall ließ mich keinen Herrn auftreiben, welcher aushelfen konnte; ich selbst bin engagirt, und die Dame würde sitzen geblieben sein, wenn das Glück mich nicht Sie hätte finden lassen. Die Tochter des Hofrathes sitzen bleiben — es wäre entsetzlich gewesen!“

„Aber, Herr Baron, ich — ich — — tanze nicht — — sehr gut!“

„Das macht nichts! Die Dame will nicht durchaus tanzen. Ich arrangire das! Sie brauchen ihr nur während des Tanzes Gesellschaft zu leisten, damit der Schein gewahrt ist.“

„Aber, Herr Baron — —“

„Sie dürfen mir keinen Korb geben! Ich stelle Sie jetzt dem Fräulein vor! — Haben Sie die nächste Tour besetzt?“

„Nein! Die beiden folgenden nicht. Aber — —“

„Nun ich auch nicht! Wir plaudern dann zusammen! Kommen Sie jetzt!“

Hertinger war von dieser stürmisch drängenden Art des Barons so verblüfft, daß ihm keine Zeit zu irgend welcher Entgegnung blieb, ganz abgesehen davon, daß er dem jungen Cavalier gegenüber ein ernstliches Sträuben niemals gewagt hätte. So betrat er die Estrade und stand vor dem reizenden Geschöpfe, das er kurz zuvor mit ihm hatte tanzen sehen.

„Herr Studiosus Hertinger, ein Schüler Ihres

Papas!“ sagte der Baron. „Herr Hertinger bittet um die Ehre, die dritte Parisienne mit Ihnen tanzen zu dürfen!“

Ada von Bodenhausen nickte leise mit dem Kopfe und reichte ihm ihre Tanzkarte, auf welche dieser mit zitternder Hand unlesbare Hieroglyphen kritzelte. Da der Baron mit einer Verneigung sich empfahl, that Hertinger ein Gleiches. Wenige Schritte davon stand der ordengeschmückte Vater Adas. Auch ihm wurde Hertinger vorgestellt.

„Ich erinnere mich, Sie im Colleg gesehen zu haben!“ „Im wievielten Semester stehen Sie?“ „Schon so weit?“ „Wünsche Glück zum Examen!“ „Hat mich sehr gefreut! Amüsiren Sie sich gut, Herr Hertinger!“

Nachdem der Herr Hofrath sich in so leutseliger Weise mit dem Studenten unterhalten hatte, machte er eine Bewegung, welche das Ende der Audienz deutlich genug andeutete, und nickte noch dem Baron zu mit den Worten:

„Sie soupiren doch mit uns, lieber Baron?“

Dieser machte eine bejahende Verneigung und verließ mit Hertinger die Estrade.

„Jetzt, Herr Hertinger," sagte er, am Fuße derselben angelangt, „gehen wir nach einem Ort, wo sich's gemüthlich plaudern läßt — ins Bierstübchen."

Hertinger war dessen wohl zufrieden und folgte dem Baron über den Corridor eine Treppe hinab, wo in drei niederen, sonst dem Hausmeister des Gebäudes als Wohnung dienenden Räumen eine nicht kleine Zahl von Herren rauchend und Bier trinkend an schlichten, hölzernen Wirthstischen saß.

Die beiden jungen Männer fanden in einer Ecke Platz, wo sie allein waren, und der Baron verstand es auch, sofort ein lebhaftes Gespräch in Gang zu bringen. Er hatte alsbald erfahren, daß Hertinger zum ersten Male den Ball besuchte. Daran knüpfte er nun Ansichten und allgemeine Bemerkungen, welche Hertinger nach kurzer Weile veranlaßten, sein Herz auszuschütten. Es drängte ihn, sich auszusprechen; die zwanglose Umgebung, das gute Getränk und auch das leutselige Verhalten, die überaus gutmüthige Miene des jungen

Cavaliers kamen diesem Drange fördernd entgegen. Baron Hallstedt hörte mit ernstem Interesse zu, als Hertinger ihm die Schmerzen gestand, die er litt. Mit rückhaltsloser Offenheit schilderte derselbe das peinliche Gefühl, das ihm sein Ungeschick bereite, entwickelte seine Ideen über den falschen Maßstab, welchen die Gesellschaft bei Gebrauch des Wortes »Bildung« anlege, und legte dann das Geständniß ab, daß er anfangs wohl das Gefühl in sich gehabt habe, den Ballsaal fliehen zu wollen, als einen Ort, an den er nicht gehöre, daß er jetzt aber — von welchem Moment an, verschwieg er aus Schüchternheit — merkwürdigerweise das Begehren verspüre, statt den Ort zu vermeiden, sich wie Andere an demselben heimisch zu fühlen, wie diese dort den richtigen Platz einzunehmen und die Anschauung der Gesellschaft über »Bildung« zu befriedigen, obwohl er dieselbe als eine thörichte, ja verdammenswerthe betrachte. Er beneide jetzt jeden Gecken, den er früher geringschätzig belächelt, um seine Formengewandtheit, und fühle sich unglücklich, nichts Anderes zu sein, als ein wissenschaftlich tüchtig ausgerüsteter Mensch.

„Das freut mich, von Ihnen zu hören!“ sagte der Baron, als er geendet hatte. „Es hat mich aus gleichem Grunde gefreut, Sie hier zu treffen! Ich habe es schon oft beklagt, daß so viele Studenten sich derartigen Kreisen gänzlich fernhalten und außer der Studirstube nur die Bierkneipe frequentiren. Die Herren berauben sich damit nicht nur eines Genusses, sondern sie schaden sich und dem ganzen Stande. Daher kommt es, daß nicht nur ein blutjunger Lieutenant, der an geistiger Bildung dem Studenten niemals gewachsen ist, daß sogar jeder Ellenritter sich Damen gegenüber, in einer gewählten Gesellschaft irgend welcher Art, dem Studenten überlegen fühlt. Geringschätzige Verachtung dieser Kreise und ihrer Vergnügungen ist ein thörichter, recht falscher Hochmuth.“

„Sie haben sehr recht, Herr Baron!“ entgegnete Hertinger. „Aber es ist eben nicht Jeder in solchen Verhältnissen aufgewachsen, daß Formengewandtheit ihm gewissermaßen angeboren ist, und in späten Jahren lernen, heißt durch manche Kränkung lernen, welche es Einem verleiden könnte.“

„Nicht doch, Herr Hertinger!“ sagte Hallstedt. „Sie müssen nur die richtige Stimmung, das nöthige kalte Blut mitbringen. Sie haben durch Ihren Bildungsgang ein Recht darauf, sich in diesen Kreisen zu bewegen. Dieses müssen Sie sich ertrotzen, mit Energie ertrotzen. Kümmern Sie sich nicht um spöttische, ja nicht einmal um unwillige Mienen, treten Sie sicher im Bewußtsein Ihres Rechtes auf, und mit der Sicherheit ist schon die Hälfte gewonnen.“

Nach einer Weile kehrten sie zusammen in den Saal zurück. Am Eingange desselben schieden sie von einander mit einem herzlichen Händedrucke. Der liebenswürdige Cavalier hatte mit seinen Worten ein Werk der Nächstenliebe gethan, dessen Größe er selbst nicht ahnte. Hertinger aber sah in ihm einen Gott, das liebenswertheste menschliche Wesen, das er kannte. Im selben Augenblick, als er dies dachte, fiel ihm Bertha ein. Er corrigirte das eben gedachte »menschliche« in ein »männliches« Wesen und eilte an den Platz, wo er Frau Weizeneder und Tochter nach dem ersten Walzer verlassen hatte, ohne sie seitdem wiederzusehen. Im

Saale herrschte lebhafte Bewegung, denn Alles rüstete sich, nach den weitläufigen Nebenräumen zum Souper zu gehen. Von weitem sah er Baron Hallstedt mit Fräulein von Bodenhausen am Arm durch den Saal schreiten.

Als er zu seinen Damen kam, neckten ihn diese gutmüthig, wie er den Seladon mußte gespielt haben, da er ihrer so gänzlich vergessen habe. Bertha strahlte vor Vergnügen. Sie hatte sich bisher »göttlich« unterhalten. Frau Weizeneder hatte von ihrer Nachbarin bereits erfahren, daß Niemand gezwungen sei, zum Souper zu gehen, und so zog sie es vor, gleich dieser und einigen anderen Damen, im Saale zu verbleiben. Sie erbat sich nur von Hertinger die Gefälligkeit, Backwerk und Limonade zu besorgen. Dieser eilte mit vergnügter Behendigkeit nach dem Buffet und kehrte nach wenigen Minuten zurück, ein schweres Cabaret in den Händen, das er allerdings nicht ganz furchtlos, aber immerhin geschickter, als es noch vor einer halben Stunde der Fall gewesen wäre, über das Parquet trug. Auf demselben befand sich außer den von Frau Weizeneder be-

stellten Dingen Gefrorenes, das er den Damen lächelnd offerirte. Er bekam dafür einen Blick aus Berthas Augen, der als ein reiches Erträgniß der Hallstedtschen Lehren gelten konnte.

Er plauderte dann so munter, verstieg sich sogar zu lustigen Scherzen, daß Frau Weizeneder veranlaßt war zu sagen:

„Aber, Herr Hertinger, Sie sind ja wie ausgewechselt! Man kennt Sie ja gar nicht mehr! Sie haben sich am Ende gar schon verliebt?“

Bertha erröthete lebhaft bei diesen Worten und warf einen ängstlich fragenden Blick auf ihn. Dieser sah sie lächelnd an, und sie war wieder beruhigt.

Als der dritte Walzer begann, fühlte er zwar wieder einen eigenthümlichen Zustand in den Beinen und um die Brust herum, aber er überwand sich und tanzte, wie es eben ging, ohne die geringste Rücksicht darauf, wie sich seine Dame befinde, oder welche Mienen die in Mitte des Saales, die sogenannte »Insel« bildenden, nichttanzenden Herren machten. Seine Dame war ein siebzehnjähriges Kind, welches gleich ihm das erste Debut

gab und hätte niemals gleich ihren Vorgängerinnen eine Ermüdung gewagt. Demzufolge ließ sie sich von Hertinger so lange durch den Saal quälen, bis sie endlich athemlos keuchte:

„Bitte — schön — ich — kann — nicht mehr!“

„Sie — sind — schon — mü — de!“ stammelte Hertinger ebenso athemlos und sich mit dem Taschentuche den Schweiß trocknend. In der folgenden Quadrille tanzte er sorglos auf den Schleppen der benachbarten Damen herum, und nur die Mahnung eines gar zu oft von ihm belästigten Fräuleins: »Aber, mein Herr, so geben Sie doch acht!« zauberte eine flüchtige Röthe auf seine Wangen.

Nun kam jene Parisienne, mit welcher er das Fräulein von Bodenhausen aus der Verlegenheit des Sitzenbleibens retten sollte. Diese Dame erschien ihm durch Schönheit und Toilette, durch ihren Platz auf der Estrade, durch die Stellung ihres Vaters, durch den Umstand endlich, daß Baron Hallstedt ihn vorgestellt hatte, den anderen so überlegen, daß er jetzt die Lehren des letzteren vergaß und in die frühere Blödigkeit

verfiel. Er ſtolperte über die letzte Stufe der Eſtrade, ſo daß er Ada beinahe zu Füßen gefallen wäre und ſtammelte ein nur halb hörbares: „Fräulein — —“

Ada von Bodenhauſen lächelte und ſagte:

„Nehmen Sie mir es nicht übel, Herr Hertinger, aber ich bin ſehr müde und möchte gern ausruhen. Wollen Sie mir Geſellſchaft leiſten?“

Dabei wies ſie auf ein Tabouret, das neben dem Sopha ſtand, auf welchem ſie ſaß.

Hertinger war ein Stein vom Herzen. Er ſetzte ſich an den Rand des Tabourets und blickte die junge Dame erwartungsvoll an. Dieſe begann und führte im weiteren Verlaufe das Geſpräch ganz auf eigene Koſten. Er hatte nur zuweilen eine kurze Antwort zu geben und wandte keinen Blick von der feinen, zerbrechlichen Geſtalt, welche auf dem Sopha eigenartig gekauert ſaß, daß die Linien des zuweilen ganz leiſe, wie eine zuſammen=geringelte Schlange, zuckende, dehnende Bewegungen machenden Körpers unter dem blaßgrünen Atlas kenntlich waren. Er beobachtete die Lichtreflexe auf den Falten und glatten Flächen des glitzernden Stoffes, ſah die

zierlichen Fußspitzchen, die aus der im Halbkreise um sie herumwallenden Schleppe zwischen Spitzchen und gestickten Borduren hervorsahen. Selbst das leise Beben der weißen Blume entging ihm nicht, die an ihrer Brust saß, und eine ganz seltsame Wirkung machte es auf ihn, wenn sie zuweilen wie frierend die Arme zusammenschränkte, daß die Hände die zarten und doch nicht mageren Oberarme umfaßten, mit den Fingern sich ins Fleisch drückend. Wenn sie dann plötzlich sich aufrichtete und, den einen Arm an ihr Knie lehnend, sich zu ihm vorbeugte, dann machte das Rauschen und Knistern der Robe, der leichte Lufthauch, den er im Gesichte spürte, ihm die Augen flimmern. Sie war außerordentlich liebenswürdig mit ihm. Nur beunruhigte ihn der Blick aus halbverschleiertem Auge, mit den sie ihn zeitweilig vom Scheitel bis zur Sohle musterte. Als er auf ihre Frage, ob er musikalisch sei, antwortete, er spiele seit seinem zehnten Lebensjahre die Violine, sagte sie lebhaft:

„Das ist schön! Wir haben nach dem Carneval jede Woche einen musikalischen Abend, und dazu sind

uns gute Musiker ganz besonders willkommen. Warum machten Sie eigentlich keinen Besuch bei Papa?"

„Ich — ich wollte nicht incommodiren!"

„Wie ungeschickt! Bescheidenheit ist eine Tugend. Wenn sie aber zur Schüchternheit ausartet, ist sie ein Fehler. Ein Mann gilt das, was er aus sich macht, und wer sich selbst in den Hintergrund stellt, darf sich nicht beklagen, wenn er dort stehen bleibt. Versprechen Sie mir, recht bald uns zu besuchen, Herr Hertinger!"

„Sie sind zu gütig, Fräulein!" stammelte dieser, überrascht von so großer Liebenswürdigkeit. Zugleich aber hob sich seine Brust in gesteigertem Selbstgefühle. Mit anderen Worten hatte die Dame denselben Gedanken wie Baron Hallstedt ausgesprochen, und ihr Verhalten war nur eine Ermunterung, diesen Gedanken zur Richtschnur zu nehmen.

Ada von Bodenhausen verabschiedete sich sehr freundlich von dem Studenten, als der Tanz geendet hatte, und begab sich zu ihrer in der Nähe befindlichen Mutter.

„Du hast dich ja mit deinem etwas ländlich aussehenden Nothhelfer recht gut unterhalten!“ sagte diese lächelnd.

„Gewiß! Ich habe ihn sogar aufgefordert, bei uns Besuch zu machen!“

„Um Gottes willen, welche Caprice! Was thut der Mensch bei uns?“

„Was die Anderen thun — mir den Hof machen!“

„Der?“

„O ja! Er wird's in seiner Art, und zur Abwechslung ist mir diese amüsanter als die der Anderen!“

„Du bist ein tolles Geschöpf!“

Der Hofrath trat hinzu und erfuhr die Caprice seiner Tochter.

„Warum denn nicht?“ sagte er lächelnd. „Der junge Mensch ist mein Schüler. Es rechtfertigt dies genügend sein Erscheinen und dient vielleicht dazu, manchen Mund zu stopfen, der uns hochmüthig nennt. Wenn Ada es übernimmt, zu verhüten, daß er im Wege

steht, kann's mir recht sein. Die kleine Hexe hat dabei ohne Zweifel ihre Absicht. Oder reizt es dich, einmal so recht das Professorentöchterchen zu spielen und des Vaters Schüler zu protegiren?"

„Allerdings, ich werde diesen Monsieur Hertinger protegiren!"

„Viel Glück dazu!" versetzte lachend der Hofrath. „Nur laß es bei dem Einen und ziehe mir nicht das ganze Collegium in den Salon. Die Gesellschaft wäre dann doch ein Bißchen zu gemischt!"

Hertinger tanzte die nächste Tour mit Bertha. Sie versicherte ihm am Schlusse, er habe entschiedene Fortschritte während des Abends gemacht. Diese Anerkennung, zu dem Uebrigen genommen, war für ihn hinreichend, um mit dem in seiner ersten Hälfte so mißlichen Ballvergnügen bei der Nachhausefahrt zufrieden zu sein, wenn ihn auch die Ermüdung schweigen ließ. Bertha war auch zu müde, ihrem Entzücken Ausdruck zu geben. Aber in dem undurchdringlichen Dunkel des Wagens fanden sich die Hände der Gegenübersitzenden zu stummer Sprache, während Frau Weizen-

eder, in den Fond tief zurückgelehnt, mit dem Schlafe kämpfte, und als dieselbe im Hausflur eine geraume Weile brauchte, das vorsichtig im Mantel aufgenommene Zündholzschächtelchen zu suchen, da fanden sich auch die Lippen der Beiden.

Fünftes Kapitel.

„Sie nehmen mir meine Offenheit also nicht übel?“ frug Margarethe Teczky Doctor Staff, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Mein Fräulein,“ entgegnete dieser mit etwas unsicherer Stimme, „ich hatte nur ein Recht auf Antwort. Diese ist mir geworden, und mehr darf ich nun nicht verlangen!“

„Doch, lieber Doctor, doch!“ sagte die Sängerin mit einem warmen Blick auf den Dichter. „Sie sollen mein Freund bleiben, ein Freund, den ich wohl zu schätzen weiß, glauben Sie es mir.“

„Es ist sehr schwer, Fräulein, Freund zu sein, wo man hofft — —“

Fräulein Teczky blickte sinnend zu Boden.

„Sie wollen also nach dem Geschehenen mir wieder fremd werden?“ sagte sie, ohne aufzuschauen. „Das würde mir leid thun! Ich mußte Ihnen so antworten, wenn ich Sie nicht belügen wollte, und meine Ehrlichkeit wird jetzt so bestraft!“

„Hat der Verkehr mit mir denn noch eine Annehmlichkeit für Sie?“ frug Staff.

„Dieselbe, die er vordem hatte. Ich bin die Alte. Sie haben redlich zu mir gesprochen, ich habe Ihnen ebenso geantwortet. Wir sind ja doch Beide keine so gewöhnlichen Menschen, um, weil wir in einem Punkte verschieden denken, uns auch in allen anderen Beziehungen zu widersprechen, und was wir über den einen Punkt mit einander sprachen, war doch nicht so, daß alle Fäden zwischen uns dadurch zerrissen wären?“

„Gewiß nicht, Fräulein! Sie haben mir das Schmerzliche so mild als möglich beigebracht, aber schmerzlich bleibt es darum doch.“

„Und Schmerzen heilen, lieber Doctor! Ihr Schmerz zumal. Es war gut, daß Sie nicht lange Ihren Wunsch verborgen hielten, daß Sie so bald sich aussprachen. Jetzt haben wir Klarheit zwischen uns gebracht und können ohne irgend ein Versteckenspielen mit einander verkehren. Meine Offenheit wird Ihre Verstimmung rascher verschwinden machen, als wenn ich Sie mit listigen Künsten lange hingehalten hätte, die nichts versprechen und nichts verweigern. Wir wollen gerade jetzt recht gute Freunde werden. Versuchen Sie es nur!"

Doctor Staff machte eine recht melancholische Miene.

„Den Versuch wagen Sie doch?" fuhr Margarethe fort. „Von einem Alltagsmenschen würde ich das nicht verlangen. Von Ihnen aber, von einem Manne von Geist, hoffe ich, daß er bei mir noch Berührungspunkte anderer Art findet, wenn der eine, der — verzeihen Sie es — gewöhnlichste nicht findbar ist. Wenn andere Männer nichts an uns finden als das Geschlecht, Sie, der Dichter, würden mir damit eine Geringschätzung zufügen, die ich nicht verdiene."

„Fräulein! Woran denken Sie!“ rief Staff aus. „Sagen Sie selbst, ist es so leicht, sich in der Ebene heimisch zu finden, wenn man gehofft hat, in der herrlichsten Gebirgslandschaft mit weitem, entzückendem Ausblick, sonnigen Matten und schattigen Wäldern wohnen zu dürfen? Auch der Dichter, auch der geistreichste Mann ist vor Allem — Mensch.“

„Und weil er Mensch und noch dazu ein stärkerer Mensch als Andere ist, wird dem augenblicklichen Gefühle das verständige Denken zur rechten Zeit zu Hülfe kommen und ihm sagen: »Auch die Ebene hat ihre Reize, und das Gebirge, so schön es ist, so verderbliche Abgründe, so schlimme Irrpfade hat es; ein festes Haus in der Ebene ist besser als ein wetterumtobtes, lawinenbedrohtes auf gefährlicher Höhe«.“

„Wer kann wider die Sprache eines klugen Weibes!“

„Auf Wiedersehen also!“

„Auf Wiedersehen!“

Als Doctor Staff den Salon verlassen hatte, setzte sich die Sängerin auf einen großen, gestickten Fauteuil

in der Fensterecke und neigte sich, den Arm auf die Lehne gestützt, vor, das gegenüberliegende Haus betrachtend, während die Frage: »Habe ich recht gethan, habe ich nicht recht gethan?« in allen möglichen Variationen ihr Gehirn beschäftigte.

Wenige Tage, nachdem sie ihn bei Hofrath von Bodenhausen kennen gelernt hatte, war Doctor Staff zu ihr zu Besuch gekommen und hatte seitdem einen regen Verkehr mit ihr unterhalten. Sie fand ihn sehr liebenswürdig, plauderte gern mit ihm und schätzte ihn infolge seines einnehmenden Wesens sehr hoch. Sie war ein Weib, und daher kam, ohne daß sie es sich selbst gestand, ein guter Theil ihrer Gunst auf Rechnung der lebhaften Begeisterung, mit welcher er ihr huldigte, einer Begeisterung, welche eine von landläufigen Phrasen weit entfernte, geistvolle und originelle Sprache führte. Sie war jedoch im höchsten Grade überrascht, als er ihr die bedeutungsvolle Frage stellte, ob sie seine Frau werden wollte. So gern sie ihn in ihrem Salon sah, war ihr nie der Gedanke gekommen, er trüge andere Gefühle, als die einer galanten Verehrung der schönen Künstlerin

in sich, viel weniger, daß sie selbst mehr empfunden hätte als eine aufrichtige Freundschaft. Margarethe Teczky war, trotz ihrer Eigenschaft als Bühnenkünstlerin, von den allgemeinen Normen des Mädchencharakters nicht emancipirt genug, um nicht schon durch die Thatsache eines Heirathsantrages an sich lebhaft berührt zu werden. Sie erstaunte daher gleich, nachdem sie dem Doctor in der zartesten Weise einen Korb gegeben hatte, selbst über die Raschheit ihres Entschlusses. Aber trotz der momentanen Verwirrung hatte sich sofort eine Stimme geltend gemacht, welche ihr eindringlich zurief: „Sage »Nein«!" Dieser Stimme gehorchend, stellte sie sich vor ein ihr unlösbares Räthsel. Sie fühlte erst jetzt, da sie ihn abgewiesen hatte, wie werth ihr die Freundschaft desselben war, wie schmerzlich sie sein Fortbleiben empfunden haben würde. Sie hatte keinen andern Grund ihrer Weigerung, als daß sie nicht verliebt war, mußte aber gleichzeitig sich zugestehen, daß jene ruhigen Gefühle, welche sie für Staff hegte, den Ausgangspunkt vieler, gerade sehr glücklicher Ehen bilden, und daß die sonstigen Verhältnisse auch vom vernünftig rechnenden

Standpunkt keine Bedenken vorlegten, die Frau eines Mannes zu werden, den sie hochschätzte und der eine glänzende Zukunft vor sich hatte. Trotz alledem empfand sie es ganz deutlich, daß ein »Ja« ihr Schmerz verursacht haben würde, daß es ihr unmöglich gewesen wäre, dieses Wörtchen auszusprechen. Jetzt, da er fortgegangen war, bemühte sie sich, eine Rechtfertigung und zugleich eine Erklärung ihres Verhaltens zu finden. In den ersten fünf Minuten kam sie damit nicht zu Stande, und dann wurde sie durch den Eintritt des Barons Hallstedt unterbrochen.

Dieser war seit einiger Zeit ihr täglicher Besucher. Heute aber fühlte sie, als sie seine Hand ergriff, eine brennende Hitze im Gesicht. Sie sah ihn eine Weile an mit einem fragenden, forschenden und schließlich staunenden Blick. Rechtzeitig aber besann sie sich, um zur gewohnten Unbefangenheit zurückzukehren.

„Haben Sie wieder etwas für mich?" frug sie, während sich Beide setzten.

„Ja," entgegnete der Baron, „ich habe wieder etwas für meine Muse und Mitarbeiterin!"

„Und ich", versetzte Margarethe, „habe etwas für Sie!"

Sie erhob sich, trat auf den Schreibtisch zu und nahm aus einem Fach ein großes illustrirtes Blatt, einen im Couvert steckenden Brief und eine Zeitung.

„Jetzt hören Sie!" sagte sie, sich wieder auf das Sopha setzend, nahm den Brief aus dem Couvert, entfaltete ihn und las:

„Geehrtes Fräulein! Entschuldigen Sie, daß wir so lange auf unsere Antwort warten ließen. Wir bringen dafür zugleich den Abdruck der uns gefälligst übersandten Novelle. Dieselbe ist ein Meisterstück und eine entschiedene Bereicherung unserer novellistischen Literatur, so daß wir nur die dringende Bitte aussprechen können, Herr Hall (welcher ohne Zweifel Sie selbst sein werden) möge uns recht bald eine neue Schöpfung zusenden.

Honorar folgt mit Abschluß des Quartals.

In der Hoffnung auf eine dauernde, gegenseitig ersprießliche Verbindung zeichnen wir hochachtend die Redaction der »Illustrirten Heimath«."

„Was bedeutet das?“ frug Hallstedt in lebhaftester Spannung.

„Das bedeutet,“ entgegnete die Sängerin vergnügt lächelnd, „daß ich dem Redacteur der »Illustrirten Heimath«, den ich von früher recht gut kenne, Ihre Novelle »Der Landjunker« unter dem Pseudonym »Hall« sandte. Seine Bekanntschaft mit mir ließ ihn, wie Sie sehen, den Abdruck beschleunigen, den ich erst nach mehreren Monaten erwartete.“

„Aber Sie haben mir doch das Manuscript zurückgegeben?“

„Nachdem ich es von einem Schreiber schleunigst hatte copiren lassen. Uebrigens hier das Blatt! Es enthält gerade die erste Abtheilung Ihres Werkchens.“

Hallstedt nahm das Blatt und las, was er vor wenig Wochen auf Margarethens Drängen aus einer kleinen Skizze zur abgerundeten Novelle ausgearbeitet hatte. Von nichts Anderm, als von dem dringlichen Wunsche der Künstlerin angespornt, hatte er die nicht sehr umfangreiche Arbeit in acht Tagen vollendet und ihr zur Lectüre gegeben. Jetzt hielt er das Journal in

der Hand und vermochte nicht ruhigen Blutes zu lesen. Die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen, Röthe bedeckte seine Wangen, und die ihm sonst eigene Sicherheit der Haltung veränderte sich zu der unbeholfenen Beweglichkeit eines verlegenen Menschen. Bald legte er das Blatt weg, bald nahm er es wieder in die Hand, dann warf er einen flüchtigen Blick auf Margarethe, ohne ein passendes Wort zu finden. Diese ließ ihn eine Weile gewähren, mit heiterer, beinahe triumphirender Miene ihn beobachtend. Schließlich sagte sie:

„Wir sind noch nicht am Ende! Hier ist ein, allerdings nicht so bedeutendes, aber doch geschätztes Berliner Journal, in welchem Ihr Gedichtchen »Vor vielen, vielen Jahren, als wir noch Kinder waren« Platz gefunden hat!“

Hallstedt betrachtete auch dieses Blatt in stummer Erregung. Plötzlich warf er es mit einer heftigen Bewegung vor sich auf den Tisch, ergriff mit beiden Händen die Rechte der Sängerin und sagte leise, aber mit tiefklingendem Nachdrucke:

„Margarethe!“

Diese erröthete jählings und zögerte einen Augenblick, ehe sie, ihre Hand befreiend, sagte:

„Habe ich recht gethan?“

Er nahm nochmals ihre Hand, küßte sie und erwiderte:

„Sie haben etwas gethan, woran Keiner von so Vielen dachte, die mich zu lieben vorgaben, und die es leicht hätten thun können. Sie haben mich zu einem neuen Menschen gemacht, Sie haben in mir mein besseres Selbst geweckt und damit nicht genug, Sie haben für mich gearbeitet, für mich mit Thaten gesorgt, während ich unthätig blieb. Sie haben an mir gehandelt wie an — — —“

„Wie an einem Menschen,“ fiel Margarethe rasch dazwischen, „der nicht weiß, was er vermag, und den man treiben muß, sich selbst kennen zu lernen; wie an einem Menschen, um den es schade ist, daß er ein reicher Mann geworden ist, weil man solchen reichen Leuten wohl schmeichelt und zu Liebe ist, aber außer dem Gelde nichts an ihnen sucht und um ihres Geldes wegen ihre Geistesgaben, wenn sie solche besitzen, ebenso ignorirt, wie man ihre Dummheit, wo sich solche findet,

verzeiht. Man ist in der Gesellschaft gegen euch Reiche auf der einen Seite zu nachsichtig, auf der andern Seite zu geringschätzig; man verzeiht euch zu viel und achtet euch zu wenig; ihr dürft dumm sein, aber man traut euch auch nichts Hervorragendes zu. Und Sie, Sie haben sich selbst so beurtheilt, wie der mit Dünkel gemischte Neid gewisser Gesellschaftskreise Sie beurtheilte, denen ein reiches Genie eine zu große Zumuthung für ihre Nächstenliebe wäre. Das war etwas wie ein Selbstmordversuch. Davon habe ich Sie abgehalten. Jetzt werden Sie meiner hoffentlich nicht mehr bedürfen und allein auf der Strecke weiter gehen können, auf die ich Sie mit verbundenen Augen geführt habe."

„Ja! Die Binde ist von den Augen weg!" rief Hallstedt stürmisch aus. „Ich sehe aber jetzt nicht nur die Straße, die ich zu gehen habe, ich sehe auch die Führerin und nicht mehr in der bisherigen Gestalt des liebenswürdig Theilnahme mir gewährenden Mädchens, ich sehe sie als den Engel, dessen Lichtglanz jene Straße weithin erleuchtet. Soll ich auf diesen Lichtglanz verzichten, im Dunkeln meinen Weg suchen? Nein, nein!

Ich habe es ja gefunden, was den größten Geistern die schöpferische Kraft belebte, und ich lasse es nicht mehr! Margarethe, ich liebe Sie!"

Die Sängerin bebte zusammen. Aber eine Secunde darauf erhob sie sich ohne ein Zeichen der Erregung, stellte sich vor den Baron, legte die Hände auf seine Schultern und sah ihm mit den großen, sprechenden Augen tief ins Gesicht.

„Darum war es!" sagte sie dann halblaut.

„Was?" frug Hallstedt unwillkürlich.

„Darum schlug ich vorhin Doctor Staffs Heirathsantrag aus, weil ich Sie, weil wir uns lieben! Jetzt weiß ich's, was ich vorher nur dunkel empfand!"

„Margarethe, du liebst mich?" rief der Baron, legte seinen Arm um ihre Taille und wollte sie an sich ziehen.

Sie wich ihm mit sanfter Gewalt aus, und wenige Schritte von ihm stehen bleibend, sagte sie:

„Ja, ich liebe Sie, wie Sie mich lieben! Wir wissen es nun, was wir uns sind. Das aber muß uns genug sein. Wie ich Staff sagte, ich hoffe seine Freundin bleiben zu können, trotzdem ich seine Liebe ab-

lehne, so sage ich Ihnen, ich hoffe Ihre Freundin bleiben zu können, trotzdem ich Ihre Liebe erwidere."

„Margarethe!" sagte der Baron in flehendem Tone und erhob sich, auf sie zuzuschreiten.

„Seien Sie klug, Freund! Mir zu Liebe klug!" entgegnete Margarethe, die Hand warnend gegen ihn gestreckt, und ging raschen Schrittes auf den Flügel zu.

Der Baron stand zögernd, zweifelnd da. Er wagte nicht, ihren Willen zu durchkreuzen, und begehrte es doch so lebhaft. Indessen klangen die Accorde eines Präludiums durch den Salon und alsbald die metallreinen, kräftigen Soprantöne aus Margarethens kunstgeübtem Munde. Halb ungeduldig, halb entzückt hörte Hallstedt der Sängerin zu, die ihre eigene Unruhe durch den Gesang zu ersticken bemüht war. Nachdem sie ein Lied beendet hatte, irrten die Finger mit behendem Eifer willkürliche Phantasieen spielend auf den Tasten umher.

„Margarethe! Sie quälen mich!" klagte Hallstedt.

Sie legte die Hände in den Schoß, und den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, sah sie zärtlich auf den jungen Mann.

„Sie sind ein Kind," sagte sie, „ein recht eigensinniges Kind! Was wollen Sie? Plaudern, wie wir es sonst gethan? Ich kann es nicht!"

Hallstedt ging eilig auf den Flügel zu, setzte sich auf das leere Tabouret neben Margarethe, und seine Rechte auf ihre im Schoße ruhenden Hände legend, erwiderte er:

„Ja plaudern! Freilich nicht plaudern wie sonst, aber in einer Sprache plaudern, die viel süßer, viel schöner noch ist!"

Dabei hatte er seinen Arm um sie gelegt und sich somit ihr genähert, daß ihre Schultern sich berührten. Sanfte Röthe färbte Margarethens Wangen. Sie ließ es geschehen, daß sein Arm sich fester an die Taille legte, während seine Hand über ihre unbeweglich liegenden Hände streichelnd glitt. Dämmerung war indessen im Zimmer geworden, trauliches Halbdunkel verbreitend, während die Beiden stumm nebeneinander saßen.

Wenige Minuten dauerte das. Das schöne Mädchen fühlte sich so glücklich, so wohl, sie hätte immer so sitzen mögen.

„Margarethe, liebe, gute Margarethe!“ kam es ganz leise flehend von Hallstedts Lippen, die sich zu den ihrigen neigten, daß nur ein kleiner Zwischenraum sie trennte. Mit einer raschen Bewegung rückte sie das Tabouret, auf dem sie saß, zur Seite. Sein Arm glitt von ihrer Taille, seine Hand zog sich von ihren Händen zurück. Sie hatte es gewußt, daß sie nicht immer so sitzen bleiben würden.

„Wären wir schwaches Geschlecht nicht im rechten Augenblicke das starke, wieviel Thörichtes geschähe auf der Welt!“ sagte sie vor sich hin.

„Thörichtes!“ rief Hallstedt. „Wie kannst du, du so sprechen, Margarethe!“ Dabei näherte er sein Tabouret wieder dem ihrigen. Sie aber stand rasch auf und sagte:

„Wollen Sie mir etwas zu Gefallen thun? Eine Bitte mir erfüllen?“

Ehe der Baron darauf antworten konnte, fuhr sie fort:

„Dann gehen Sie jetzt!“

„Du schickst mich fort in diesem Augenblicke!“ klagte er.

„Ja, eben in diesem Augenblicke! Ich schicke Sie nicht fort. Sie wissen recht gut, wie das zu nehmen ist. Aber ich bitte Sie, freiwillig zu gehen! Auf Wiedersehen, bald, recht bald — morgen!“

Ihre Stimme hatte gezittert bei den letzten Worten. Ohne ihm die Hand zu reichen, war sie in das anstoßende Zimmer mehr gestürzt, als gegangen, und geräuschvoll schloß sich die Thür hinter ihr.

Einen Augenblick blieb Hallstedt betroffen stehen. Dann ging auch er, nicht minder erregt. Die Journale, in denen seine Arbeiten standen, blieben unbeachtet auf dem Sophatische liegen.

Als er des andern Tages voll süßester Hoffnungen wieder nach der Wohnung der Sängerin eilte, traf er diese in Gesellschaft ihres Vaters, der sonst sehr selten und dann nur auf wenige Minuten im Salon zu verweilen pflegte, wenn seine Tochter Besuch hatte. Mühsam beherrschte er sich, eine Miene der Enttäuschung zu verbergen, als Herr Teczky nach einer halben Stunde noch keine Anstalten machte sich zurückzuziehen, statt dessen vielmehr lebhafteren Antheil an der Conversation

nahm, welche Margarethe in heiterster Laune mit unerschöpflicher Beredsamkeit führte.

Zwei Stunden verweilte er, und Herr Teczky verließ während dieser Zeit keinen Augenblick seinen Platz. Als in der Folge sich dieselbe Scene mehrfach wiederholte, änderte er seine Besuchszeit, hatte aber dann das Mißgeschick, Margarethe regelmäßig nicht zu treffen. Bald konnte er nicht mehr zweifeln, daß es sich hier um ein absichtliches Arrangement handle. Diese Erkenntniß übte eine solche Wirkung auf sein Gemüth, daß seine, jeder freien Aeußerung beraubte Neigung immer mehr den Charakter der heftigsten Leidenschaft annahm. Er vermochte keinen Moment ruhiger geistiger Sammlung mehr zu finden. Tag und Nacht stand Margarethens Bild vor seiner Seele, seine Wünsche zu brennendem Durste entfachend. Die Besuche, die er nicht lassen konnte, erhöhten nur seine Qual. Sie mußte in seinem Blick, in dem zitternden Drucke seiner Hand bei der Begrüßung erkennen, wie es um ihn stand. Aber sie lachte, scherzte, plauderte, als ahne sie nicht das Geringste von dem, was der junge Mann

bei ihrem Anblicke empfand, und nur das Einzige that sie ihm in stummem Einverständnisse zu Liebe, daß sie am Fenster stand, wenn er — und es geschah oft genug — am Hause vorbeiging. Dann lächelte sie ihm zu, und damit mußte er zufrieden sein.

In den Kreisen, in welchen er verkehrte, wunderte man sich endlich über seine ungewohnte Schweigsamkeit nicht nur, sondern auch über sein zunehmend übles Aussehen, und Einer oder der Andere äußerte sich darüber gegen ihn selbst. Namentlich die Hofräthin von Bodenhausen bat ihn, so oft sie ihn sah, sich doch zu schonen und den Carneval nicht allzustürmisch durchzukosten, da er gerade in den Jahren stehe, in denen unbesonnene Lebenslust verderblich wirken könne.

Eines Tages nun, als ihm eben Margarethe vom Fenster aus zugelächelt hatte, sah er, an dem einige Schritte weiter oben an der Straße gelegenen Kaffeehause vorbeigehend, Herrn Teczky hinter einer der großen Spiegelscheiben mit einem andern Herrn beim Schachspiele sitzen. Derselbe war so sehr in sein Spiel vertieft, daß er keinen Blick auf die Gasse wandte,

sonst hätte er den Baron bemerken müssen, der dicht vor seinem Platze einen Augenblick festgebannt stehen blieb, bis das ungestüm pochende Herz sich beruhigt hatte. Dann eilte er mit beflügeltem Fuße die Straße zurück.

Margarethe, welche sich nicht mehr verleugnen lassen konnte, empfing ihn mit mühsam beherrschter Erregung. Sie bedurfte einer guten Weile, ehe die Spuren der Verwirrung, die wechselnde Gesichtsfarbe, die ungestüme Bewegung des Busens, der scheue Blick völlig schwanden. Dann versuchte sie, Hallstedts klagende Vorwürfe anhörend, die Situation ins Scherzhafte zu wenden. Damit erreichte sie jedoch nur, daß der Baron um so ungestümer seiner Stimmung Luft machte, und bei dem darauf folgenden Versuche sanfter Beruhigung verwickelte sie sich schließlich in Entschuldigungen und Rechtfertigungen ihres bisherigen Verhaltens, welche dem zu Beruhigenden deutlich verriethen, wie sie selbst unter dem Zwange gelitten und wie es um ihr eigenes Herz stehen mußte, da sie diesen als eine dringend nöthige Schutzwehr erachtet hatte.

Sie mußte das Naturgesetz kennen lernen, nach welchem eine thätige Kraft durch Widerstand in ihrer Energie wächst, und auch das andere Naturgesetz lernte sie kennen, das von zwei gleichartigen Kräften die energischere die schwächere mit fortreißt. Sie fühlte bald nicht allein Wohlbehagen bei Hallstedts feurigem Wesen, sondern dieses entzündete in ihr selbst die Flamme heißerer Leidenschaft. Sie vermochte ihm nicht mehr zu wehren, als er, seinen Arm um ihren Hals schlingend, sie innig küßte, und als er mit so vollster Seligkeit an ihren Lippen hing, da suchte das ganze Feuer ihrer Seele Kühlung an seinen Lippen. Er war doppelt schön, das Bild eines herrlichen Jünglings, da die Liebe aus seinen Augen glänzte, sich auf die Wangen malte und von den feuchten Lippen schimmerte, und sie — er empfand es mit jauchzendem Entzücken — durch sie ward ihm eine neue Offenbarung; so herrlich, so zauberisch hatte er niemals das Weib gedacht, solche Seligkeit in seinen kühnsten Träumen nicht geträumt.

Wie Secunden verflogen die Stunden. Endlich sah

sich Hallstedt auf der erleuchteten Straße, durch welche er wie ein Träumender schritt. Am liebsten wäre er zu Hause geblieben, im dunklen Zimmer, auf dem Sopha liegend, der Erinnerung lebend. Aber bei seinem Onkel, dem Hoftheaterintendanten, war eine Soirée, auf welcher er erscheinen mußte. Es war ein kleiner Kreis von Herren und Damen der Aristokratie, welchen er dort traf. In einem eigenthümlichen Glanze seiner Augen wirkte jetzt noch die glückliche Erregung der Nachmittagsstunden nach. Im Vereine mit den bleichen, etwas abgemagerten Wangen und anderen Einzelheiten in dem Gesichtsausdrucke erschien dieses lebhafte Feuer der Augen in der That krankhaft, wie das Symptom eines Fiebers. Eine Dame machte eine diesbezügliche Bemerkung, welche der Baron mit der Behauptung vollkommenen Wohlbefindens beantwortete. Einige Zeit später stand er mit seiner Tante, der Intendantin, allein in einer Fensternische. Diese griff auf jene Aeußerung der Dame zurück mit den Worten:

„In der That, lieber Neffe, du siehst recht übel aus!“

„Bin aber ganz gesund dabei!“ erwiderte Hallstedt lachend.

„Ich glaube nicht!“ sagte die Tante, ihm scharf ins Gesicht sehend.

„Warum nicht?“

„Du bist verliebt! — Sieh, wie du auf einmal Farbe bekommst! — Ich will dir auch sagen, in wen! In die schöne Teczky!“

„Woher willst du das wissen?“

„Ich weiß es, daß du sehr häufig sie besuchst, und weiß auch von zahllosen Fensterparaden. Aber, mein lieber Junge, ich weiß leider auch noch mehr, und 's ist besser für dich, du hörst es von mir, als vielleicht anderswo in weniger wohlmeinendem Sinne. Verschwiegen kann's dir doch nicht mehr lange bleiben. Das Herz des Mädchens ist nicht mehr frei.“

Jetzt lächelte Hallstedt, der schon stutzig geworden war.

„Ei, liebe Tante, wer ist denn der Glückliche?“ frug er lustig.

„Doctor Staff, der Schriftsteller!“ erwiderte diese im Tone überzeugter Gewißheit.

„Doctor Staff!“ rief ihr Neffe lachend. „Nun sieh, wie zuverlässig deine Gewährsleute sind. Der Doctor hat schon vor einigen Wochen um des Fräuleins Hand angehalten und ist — abgewiesen worden! Das die Wahrheit!“

Die Intendantin zögerte einen Augenblick. Dann sagte sie:

„Von wem weißt du das?“

„Fräulein Teczky hat es mir selbst erzählt.“

„Sie selbst hat es dir erzählt?“ frug die Tante staunend. „Dann weiß ich in der That nicht, was ich denken soll. Ich hätte sie niemals für eine Kokette gehalten, welche dich täuschen will. Noch weniger aber kann ich mir denken, daß Staff renommistische Lügen verbreite, wie ein junger Laffe. Und eben er erzählt die Sache so, als ob Fräulein Teczky eine Heirath zwar zur Zeit nicht opportun fände, ihm aber deshalb die Aeußerung seiner Gefühle keineswegs verbiete. Zudem spricht er in einer so delicaten Weise

darüber und mit solcher Würde, daß dies allein schon, abgesehen von seiner Persönlichkeit, die Lüge ausschließt. Welchen Grund hätte auch gerade er, sich mit solchen Dingen zu brüsten?“

„Hat er es dir selbst erzählt?“

„Mir nicht, doch anderen Leuten, welche ihn darum befrugen. Vom Hofrath Bodenhausen, wo er viel verkehrt, war das Gerücht ausgegangen, er bewerbe sich um die Teczky.“

„Bodenhausen? Wie kamen die darauf?“

„Das weiß ich nicht.“

„Nun wohl! Ich kann dir zuverlässig sagen, daß hier mindestens ein Irrthum vorliegt. Es ist, wie ich dir erzählt habe. Uebrigens werde ich mich bei dem Herrn Doctor selbst erkundigen.“

„Du wirst doch keine Unüberlegtheit begehen?“

„Sei ohne Sorge, Tante! Mich amüsirt es nur, zu erfahren, wie solcher Klatsch zubereitet wird, und dazu ist es mir interessant, wie Bodenhausen in die Sache kommen. Ihnen ist es ja jedenfalls fatal, bei irgend einem Gerüchte betheiligt zu sein, das unter Um-

ständen Fräulein Teczky, die in ihrem Hause verkehrt, Schaden bringen könnte."

Damit war das Gespräch zwischen den beiden Verwandten beendigt. Zunächst fühlte sich Hallstedt von den Mittheilungen seiner Tante nur neugierig gemacht; es hatte sogar einen kleinen Reiz für ihn, die Gesellschaft so auf falscher Fährte und sein Glück dadurch in sicherer Verborgenheit zu wissen. Oefter aber während des Abends lenkten sich seine Gedanken darauf zurück, und allmählich fühlte er sich mehr und mehr beunruhigt. Das Gerücht hatte doch in Staffs eigener Aeußerung eine sehr feste Grundlage. Vielleicht hatte der Doctor sich ganz anders ausgesprochen, und war, wie dies zu geschehen pflegt, seine Rede nur auf der Wanderung von einem Munde zum andern falsch gewendet worden. Es war dies das Wahrscheinlichere. Aber er blieb doch bei dieser Wahrscheinlichkeit nicht beruhigt. Bodenhausen, diese geistig vornehmen Leute, gaben sich zu keinem Stadtklatsch her. Staff genoß eine Art von Vertrauensstellung im Hause. Es war natürlich, daß er dort sich am ersten äußerte. Er erschrak vor sich selbst, als er,

in seinen Erinnerungen zurückgreifend, Dieses und Jenes an Margarethens Wesen bemerkte, was fesselnde Eigenart, besondere Naturanlage, aber ebenso gut auch Koketterie bedeuten konnte.

Er war einsilbig geworden und herzlich froh, als die Soirée aufgehoben wurde. Zu Hause aber erwartete ihn eine schlaflose Nacht, und des andern Morgens war ihm recht schwer zu Muthe. Ueber Nacht hatte sich seiner eine Angst bemächtigt, welcher er nicht Herr werden konnte. Je mehr er sich beruhigen wollte, desto qualvoller leuchtete es ihm ein, daß Wahrheit und Irrthum in den Angaben seiner Tante sich die Wage hielten, daß es nicht möglich war, sich einfach wie über andern Klatsch über dieses Gerücht hinwegzusetzen. Schließlich besann er sich auf den seiner Ansicht nach einzig richtigen Weg, den er zu nehmen hatte. Er wollte sich sammeln, die nöthige Ruhe gewinnen, um mit dem, jede aufgeregte Scene, jede Gereiztheit vermeidenden Tacte des Weltmannes erst bei Margarethe, dann bei Staff diplomatisch zu sondiren, wie es stände. Aber es wurde Abend, und er brachte es nicht über sich,

den klugen Diplomaten zu spielen, während sein Herz angstvoll pochte. Er vermied es sogar, am Hause der Sängerin vorbeizugehen, denn ihm war es, als würde er nicht die Kraft haben, sicheren Schrittes über die kurze Strecke hinwegzukommen.

Indessen harrte seiner Margarethe, am Fenster sitzend und von Zeit zu Zeit Blicke auf die Straße werfend, mit vergeblicher Ungeduld. Sie war betrübt über sein Ausbleiben, aber nicht beunruhigt. Bald nach Tisch klingelte es. Mit freudiger Erregung hörte sie männliche Schritte auf dem Corridor. Sie hatte Mühe, die Enttäuschung nicht durch ihre Miene zu verrathen, als Doctor Staff ihr entgegentrat. Derselbe war seit jener Abweisung von ihr fern geblieben. Unter anderen Verhältnissen hätte sie eine lebhafte Freude darüber empfunden, daß er sich endlich doch zu dem Standpunkte gefunden hatte, von welchem aus sie fernerhin mit ihm verkehren konnte.

Jetzt war sie nicht ganz aufrichtig, als sie, die Hand ihm entgegenstreckend, sagte:

„Herzlich willkommen, lieber Doctor! Es freut mich,

Sie endlich wiederzusehen. Ich habe Sie lange genug vermißt und mußte schon fürchten, daß ich Ihre Freundschaft ein für alle Mal verloren hätte."

„Das wäre niemals geschehen!" erwiderte Staff, die dargereichte Hand küssend. „Allerdings aber hätte ich länger gebraucht, den für mich immerhin schmerzlichen Weg zu Ihnen wieder zu machen, wenn nicht eben die Pflicht der Freundschaft mich hierherführte!" Er legte einen besonderen Nachdruck auf das Wort »Pflicht«.

„Sie sind so ernst, so ganz besonders ernst?" frug Margarethe verwundert und etwas Ungewöhnliches, das ihn hierhergeführt, vermuthend.

„Es handelt sich auch um ernste Dinge!" erwiderte Staff. „Doch," fuhr er, ihre unruhige Miene bemerkend, fort, „es hat keine Gefahr. Diese abzuwenden, bin ich hierher gekommen."

„Was soll das sein?" frug die Sängerin, ihm einen Platz anbietend und sich auf das Sopha setzend.

Während er sich auf den Stuhl niederließ, begann Staff:

„Sie kennen die Welt gut genug, liebes Fräulein,

um zu wissen, daß eine ihrer Haupteigenschaften der Vorwitz und die Klatschsucht sind."

„Das heißt," unterbrach ihn Margarethe, „man spricht von mir Nachtheiliges. Nun wohl, wodurch habe ich den Leuten Redestoff geliefert?"

„Durch etwas an sich sehr Harmloses — Ihren Verkehr mit dem jungen Baron Hallstedt."

„Dadurch?" frug Margarethe, sich ein wenig verfärbend. „Man hat zu lange nichts von mir zu sagen gewußt. So ergriff man schnell die erste Gelegenheit. Lieber Doctor, ich bin Ihnen dankbar für Ihre Freundschaft und weiß Ihre gute Absicht zu würdigen. Allein ich muß mich in diesem Falle mit allen meinen Colleginnen trösten. Man kann sich einmal keine Theaterdame ohne Liaison denken, und — so mögen denn die Leute über mich und den Baron schwatzen, was sie Lust haben."

„Der Standpunkt", erwiderte Staff, „wäre ohne Zweifel der richtige, wenn es sich nicht gerade zufällig um diesen Baron Hallstedt handelte."

„Was ist mit ihm?" frug Margarethe lebhaft.

„Wer Sie kennt, wie ich, wird an Ihrem Verkehr mit dem jungen Cavalier nicht den geringsten Anstoß nehmen, und es würde auch wohl nicht so viel darüber gesprochen, wenn derselbe nicht täglich, in Ihr Haus oder aus demselben gehend, gesehen würde — —“

„Hat er Jemand darüber Rechenschaft zu geben?“ frug Margarethe mit beginnendem Unmuthe.

„In gewissem Sinne allerdings. Es ist wenigstens unvorsichtig von ihm, gerade in seinen Verhältnissen. Boshafte Menschen, und diese bilden leider die Majorität, glauben infolgedessen nicht mehr an die Harmlosigkeit des Verkehrs, und die Sache wird doppelt schlimm, weil man weiß, daß Sie in der Familie Bodenhausen verkehren, und demnach glaubt, Sie sind mit den dortigen Verhältnissen vertrauter, als es wirklich der Fall ist.“

„Wie kommt die Familie Bodenhausen hierher?“ frug Margarethe verwundert.

„Das eben ist es! Der Baron ist mit dem Fräulein von Bodenhausen so gut wie verlobt!“

Staff hörte den leisen Schrei Margarethens nicht und fuhr fort:

„Die Leute sind in dem Glauben, Sie wüßten dies, und es wird Ihnen daher verübelt, daß Sie diese häufigen Besuche des Barons dulden. Ja, die Sache gestaltet sich so fatal, daß Sie in Ihrer Arglosigkeit Ihre angenehme Position in der Gesellschaft verlieren. So sind Bodenhausen selbst durch das Gerede schon scheu geworden, und ich habe etwas gehört, als wollte man Sie ferner nicht mehr dort zu den Soiréen bitten!“

Margarethe war todtenbleich geworden und saß, nach Athem ringend, mit hochklopfender Brust da. Endlich rief sie mit bebender Stimme: „Ist es wahr, der Baron wäre mit Ada — ver—lobt?“

„Noch nicht! Doch stehen die Dinge so, daß in der allernächsten Zeit eine offizielle Verlobung erwartet werden muß.“

Eine Weile rang Margarethe noch mit dem Entsetzen. Dann sprang sie auf und den erstaunten Doctor an den Schultern fassend, rief sie schluchzend:

„Doctor, ich bin elend — namenlos elend!“

Staff sprang jetzt gleichfalls von seinem Sitze auf. Sein Gesicht verfärbte sich, und er starrte Margarethe mit weit geöffneten Augen an. Erst nach einer Weile hatte er sich gesammelt. Er faßte die Hand des schluchzenden Mädchens und sagte in sanft klingendem Tone:

„Margarethe! Arme Margarethe! So steht es also! Und darum, darum mußte ich verzichten auf diese herrliche Blume, damit ein Anderer sie zertritt!“

„Es ist nicht möglich!“ stöhnte Margarethe.

„Leider ist es so! Da hilft nichts mehr!“ entgegnete Staff. „Doch,“ fuhr er nach einer Weile lebhaft fort, „Sie müssen, Sie können sich Ihr mißbrauchtes Herz retten. Sie haben ein stärkeres, ein unverbrüchliches Recht auf ihn. Er ist kein Bösewicht, er ist nur, wie sie Alle sind, diese vom Glücke verwöhnten Menschen, ein frivoler Egoist, der glaubt, Alles in der Welt, auch das Heiligste, ist für ihn, für seine genußsüchtige Laune da. Sie müssen ihn mit Ihrem stärkeren Rechte diesen Leuten streitig machen. Wenn Sie energisch auftreten und Ihre Ehre in die Wagschale werfen, wird er selbst sich besinnen und einsehen, wohin

ihn die Pflicht führt. Der Edelmann wird die leichtfertige Schuld des egoistischen Vergnüglings tilgen!“

Margarethe trocknete ihre Thränen. Sie sah den Doctor mit der Miene sanften Vorwurfes an und sagte:

„Was glauben Sie! Soll ich, ich, Margarethe Teczky, die Rolle des bethörten Mädchens spielen, das seinem ungetreuen Liebhaber nachläuft und bei ihm bettelt? Wohin denken Sie? Nie und nimmer werde ich einen Schritt thun, der eine Demüthigung enthält. Er hat es gewagt, mit meinen heiligsten Gefühlen zu spielen, hat mich mit einer Arglist getäuscht, die unglaublich scheint. Ich kann nichts als schweigen, schweigend das Gift mit mir tragen, das er mir ins Herz geträufelt hat. Mag er glücklich werden, wenn er kann! Ich bin zu stolz, mich in seine Zukunft einzudrängen mit der Behauptung eines Rechtes, das ich nicht ohne Selbsterniedrigung behaupten kann, bin zu stolz, ihm zu zeigen, wie weh er mir gethan! Er wird noch kommen, wird heute, längstens morgen kommen. Dann rede ich mit ihm und laß ihn gehen!“

„Sie sind groß in dieser Auffassung, Margarethe! Ich bewundere Sie, indem ich Sie beklage!“ sagte Staff innig.

„Sie haben jetzt noch etwas für mich übrig?“ frug diese mit zitternder Stimme.

„Gerade jetzt bedürfen Sie eines Freundes, einer Stütze!“

„Und das wollten Sie mir sein? Ich danke Ihnen!“ entgegnete sie und lehnte sich weinend an seine Schulter.

Dann raffte sie sich auf und sagte:

„Setzen Sie sich, ich will Ihnen Alles erzählen!“

Sie erzählte ihm, wie sie Hallstedt lieben gelernt, was sie an ihm geliebt und wie sie sich geliebt glaubte. Er kniff die Lippen zusammen, ballte die Hände, und seine Augen schossen wilde Blitze. Als sie aber geendet hatte, sagte er in ruhigem Tone: „Unglückselige Idealistin! Das war das Gefährliche, daß er mit der Gewissenlosigkeit der Anderen die bessere Begabung vereinte. Was ist bei diesen Schoßkindern des Glückes, die nichts kennen als die Befriedigung der Launen, den egoistischen Genuß, Arbeit, edles Streben! Selbst seine Begabung

ist, wie es hier der Fall war, für ihn nur ein Mittel, noch mehr zu genießen als die Anderen. Er errieth, wo Sie schwach waren, interessirte Sie, indem er Komödie spielte, und Sie waren wohl ein genügender Preis, um sogar zu — arbeiten, ein Streben zu simuliren, das Sie geweckt hatten. Jetzt läßt er sein Talent müde schlummern oder nutzt es zu anmuthigen Spielereien, die ihn anderswo empfehlen, und das edle Werk, das Sie verrichten wollten, war nur dazu nütze, Sie zu betrügen! Wenn es ihm ernst wäre mit seinen Geistesgaben, er, der überall mit den besten Geistern verkehrt hat, hätte nicht auf ein liebenswürdiges Weib zu warten brauchen, ihn zu wecken. Er hätte Schmeichler und Gönner genug gefunden, die seinen Ehrgeiz gestachelt, ihm Weihrauch gestreut hätten. Findet der kläglichste Dilettantismus eines Reichen und Vornehmen Bewunderer, um so mehr die rechte Begabung. Er will sein Talent nicht benutzen, er hält es in jenen Kreisen geheim, nicht aus Bescheidenheit, sondern weil er keinen Werth darauf legt, und er legt keinen Werth darauf, weil es ihm keinen Genuß bietet, wie er den Genuß versteht. Bei

Ihnen, wo ihm dieser in Aussicht stand, hat er es denn auch hervorgezogen."

„Je mehr ich darüber nachdenke, desto unmöglicher scheint es mir!" murmelte Margarethe kopfschüttelnd und die Augen starr vor sich hingerichtet.

„Weil es Ihnen, Ihrem edlen Sinne unmöglich ist, eine solche Unsumme von Heuchelei zu fassen, so häßlich von der Welt zu denken. Doch es hilft nichts anders, als sich mit dem Gedanken vertraut zu machen. Ich glaube nicht einmal, daß er noch kommen wird."

„Er wird gewiß kommen; denn er ist ja ahnungslos, unvorbereitet auf das, was ihn erwartet."

„Ich glaube nicht, daß er kommt. Er hat sich beeilt, sein Ziel zu erreichen, und jetzt ist ihm nicht mehr viel Zeit gegönnt. Bodenhausen werden noch dazu auch ihm gegenüber die Empfindlichen spielen, und er wird dort keinen zu großen Anstoß erregen wollen. Er hätte sich wohl schon früher zurückgezogen, wenn er dann nicht seine Pläne hätte aufgeben müssen. Die durch die langwierige Dauer seines Verkehrs hervorgerufenen Gerüchte werden ihm unbequem genug sein."

„Nein, nein! Den Schein wird er doch wahren!“ rief Margarethe. „Er wird doch nicht von mir gehen, wie von — — —“

Sie unterbrach sich, und das Gesicht mit dem Taschentuche bedeckend, weinte sie bitterlich. Staff ließ sie eine Weile schweigend gewähren. Dann sagte er:

„So begreiflich mir dieser Schmerz ist, den Sie um den Unwürdigen empfinden, muß ich doch als Freund um die Erlaubniß bitten, Sie daran zu erinnern, daß, wenn Sie auch ihm gegenüber nur stolzes Schweigen beobachten wollen, nach der andern Seite hin ein Handeln unbedingt nothwendig ist. Sie müssen dem Gerede ein wirksames Gegengewicht bieten, wenn zu dem schon vorhandenen Schmerze nicht noch eine bittere Erfahrung treten soll. Zumal da ein so einflußreicher Kreis, wie der Salon Bodenhausen, in der Sache betheiligt ist, liegt die Gefahr nahe, daß Ihre ganze schöne Stellung durch diesen unseligen Mißbrauch Ihrer edelsten Gefühle compromittirt wird. Sollte, wie ich nicht zweifle, die Familie Bodenhausen ihre Beziehungen mit Ihnen abbrechen, so ist der böswilligen Nachrede ein unabsehbarer

Spielraum gewährt. Es muß etwas geschehen, was die Klatschsucht der lieben Nächsten anderswohin lenkt, als auf Ihre Beziehungen zu dem Baron Hallstedt, und damit das Vorgehen Bodenhausens in seiner Wirkung abschwächt. Das beste Mittel hierzu ist es, wenn Sie sich mit einem Herrn Ihrer Bekanntschaft, der die nöthigen gesellschaftlichen Verbindungen hat, einigemal mit Ostentation öffentlich zeigen. Man wird dann irre, wundert sich, und schließlich kommt man auf den Gedanken, man sei auf falscher Fährte gewesen; nicht Baron Hallstedt, sondern dieser Herr sei der begünstigte Verehrer. Damit ist dem Klatsche seine schlimmste, heikelste Spitze abgebrochen."

„Ich soll Komödie spielen, den Leuten Sand in die Augen streuen, damit sie nicht bemerken, was eben doch einmal Wahrheit ist?" entgegnete Margarethe. „Ich trage, was ich tragen muß, und will nicht durch eine Lüge vor mir selbst als das erscheinen, was ich am wenigstens sein möchte — eine Heuchlerin!"

„Ihr Gedankengang, Fräulein, ist ein irriger. Was Sie thaten, thaten Sie aus den edelsten Beweggründen,

auf der Grundlage echter Weiblichkeit, von den zartesten Empfindungen, den schönsten Gefühlen geleitet. Ihre Wahrhaftigkeit, die auch bei Anderen nur Wahrheit glaubte, ist die Ursache Ihres Leides. Die Welt aber urtheilt bei den vorliegenden Verhältnissen ganz anders. Sie spricht Sie schuldig und giebt einer schadenfrohen, scandalsüchtigen Entrüstung Raum, weil sie kaltblütige Berechnung, rücksichtslosen Egoismus, Mißachtung der Gesetze, Tactlosigkeit gegen eine Ihnen befreundete Familie, kokette Verführung eines jungen Menschen, kurz die schlimmsten und unentschuldbarsten Fehler irre gegangener Weiblichkeit in den Thatsachen zu erkennen glaubt. Sie sind vervehmt, bloßgestellt in der entsetzlichsten Weise. Sie wehren sich also nicht gegen wahre Behauptungen, sondern gegen eine furchtbare Entstellung der Wahrheit. Sie wehren sich mit einem Scheine, der, da Ihnen kein anderes Mittel zu Gebote steht, als eine Nothlüge erscheint, die geringfügig ist in Anbetracht dessen, was damit verhütet werden soll. Wehrlos kann man sich verhalten einem einfachen Klatsche gegenüber, nicht aber gegen Gerüchte, welche die ganze sociale

Existenz gefährden. Daß Sie Hallstedt und Bodenhausen sich nicht direct streitbar gegenüberstellen, ist vornehm, weiblich gedacht. Aber gänzlich zu schweigen, auch auf indirectem Wege nichts zu thun, das wäre ein großer Fehler, denn Jedermann, wie sehr er auch die böse Nachrede verachte, muß die öffentliche Meinung achten und sich wehren, wenn diese durch falsche Gerüchte irre geleitet werden soll. Das ist die Pflicht der Selbsterhaltung, deren Versäumniß nicht als edler Stolz, sondern als Gleichgültigkeit für den eigenen guten Ruf ausgelegt wird."

Staff war schließlich aus der berathenden Stelle in die mahnende getreten und zwar mit so energischer Wärme, daß Margarethe davon wirksam beeinflußt wurde.

„Dennoch", sagte sie mit wehmüthiger Stimme, „muß ich Alles, auch den Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen meine Ehre, über mich ergehen lassen. Soll ich das graue Haar meines Vaters mit der schweren Last drücken, von seiner Tochter einen Schimpf abzuwehren? Er vermöchte es nicht einmal, denn er hat keinen weit-

reichenden Einfluß, und gerade ihm möchte ich es lieber verschweigen können, wie unglücklich ich bin, als ihm zumuthen, für mich zu handeln."

Sie brach neuerdings in Thränen aus.

„Nein, nein!" rief Staff lebhaft. „Ihr Vater, der wackere Mann, soll davor bewahrt werden, daß ihm das giftige Gerücht zu Ohren kommt. Ich gab ja schon vorhin den einzig möglichen Weg an."

„Lieber Doctor!" sagte Margarethe und sah ihn mit thränenfeuchten Augen bitter lächelnd an. „Wem dürfte ich diese traurige Rolle eines solchen Ehrenretters zumuthen? Ich müßte wahrlich sein, was ich der Welt zu denken verwehren wollte, wenn ich dies einem Freunde zumuthen würde."

„Wenn aber ein Freund, ein wahrer Freund, der Sie schätzt nach Ihrem Werthe und der das Geschehene zu beurtheilen vermag, wie es ist, als einen beklagenswerthen Irrthum Ihres edlen Herzens, nicht als eine Ihr bisheriges Wesen entstellende Schuld, wenn ein solcher Freund freiwillig sich erböte, um Ihnen zu zeigen, wie kostbar Sie ihm sind, wie er als Freund Ihnen

wenigstens ergeben sein will, da er es nicht anders sein konnte?"

„Doctor!" rief Margarethe aus. „Sie, Sie wollten — — —"

„Ich will es!" antwortete Staff nachdrucksvoll.

Margarethe erhob sich, und ihm die Hände entgegenstreckend, sagte sie mit erstickter Stimme:

„Ich danke Ihnen! Mehr vermag ich nicht zu sprechen!"

Staff hatte sich gleichfalls erhoben. Er hielt ihre Hände fest und sah sie an. So standen sie einen Augenblick einander schweigend gegenüber.

„Ich will Sie jetzt verlassen, Margarethe!" sagte er dann. „Aber morgen darf ich wiederkommen?"

Margarethe nickte stumm.

„Und Sie wollen mir dann folgen?"

Sie nickte wieder.

„Nun, dann werden wir wenigstens einen Schmerz ersparen können. Den andern, den ich Ihnen leider nicht mehr nehmen kann, lassen Sie ihn nicht allzusehr über Ihr Gemüth herrschen. Es ist hart, sich in seinem

Glauben an die menschliche Güte getäuscht zu sehen, aber werden Sie darum nicht irre an den Menschen, deren es doch noch gute giebt!"

Margarethe reichte ihm mit einem sprechenden Blicke die Hand. Er entfernte sich rasch, und sie gab sich nun in der Einsamkeit ihrem Kummer rückhaltslos hin. In dem Augenblicke um ihre Liebe betrogen, wo sie, einen langen Kampf aufgebend, den Gipfelpunkt des Glückes erreicht zu haben glaubte, den mitleidslosen Zungen einer sensationsbedürftigen Gesellschaft preisgegeben, tödtlich verwundet im Herzen, gefährdet in der Ehre, war ihre Lage eine entsetzliche. Zweifeln an der Wahrheit des ihr Mitgetheilten konnte sie nicht. Staffs Charakter, der sich eben noch in so glänzendem Lichte gezeigt hatte, seine Beziehungen zu Bodenhausen und seine geselligen Verbindungen in allen Kreisen bürgten nur zu sehr dafür, daß es sich um keine niedrig selbstsüchtige Intrigue und auch um keine voreilige Geschwätzigkeit handelte; es war vielmehr glaublich, daß er Manches aus Schonung verschwiegen hatte, was ihm zu Ohren gekommen war. Doch dachte sie im Augenblicke wenig

an ihre gefährdete Stellung. Der Liebesschmerz war zu mächtig in ihr. Sie griff sich in wilder Verzweiflung an die Stirn, wand sich, das Gesicht in die Sopha-kissen gedrückt, wie in Krämpfen, rannte gleich einer Rasenden im Salon hin und her und vermochte nicht zu fassen, was sie doch als unumstößliche Wahrheit widerwillig erkannte. Erst nach einer langen Weile wurde sie ruhiger, und diese Ruhe bedeutete einen Wende-punkt ihres Lebens. Sie hatte in einer kurzen Zeit einen weiten Weg gemacht. Die Welt lag in anderer Bedeutung vor ihren Augen, und sie selbst war eine Andere. Nur ein zeitweiliges, schmerzliches Zucken, ein kurzer Krampf im Herzen deuteten an, daß die junge Margarethe Teczky noch nicht völlig abgestorben war.

Sechstes Kapitel.

Hallstedt hatte sich im Verlaufe eines Tages und einer zweiten Nacht einigermaßen beruhigt. Er konnte nicht nur mit klarer Besonnenheit ins Auge fassen, was in solchem Falle die Aufgabe eines Mannes von Welt war, sondern es blühte auch in ihm neue Hoffnung auf, Alles werde sich als ein zwar arger, aber gegenstandsloser Schrecken erklären, nach welchem das Bild der Geliebten nur um so reiner, glänzender ihm wieder entgegenleuchten würde.

Da er von der nahe bevorstehenden Aufführung einer Opernnovität wußte, unterließ er es, am Vormittag den Gang zu Margarethe zu machen, welche muthmaßlich

auf der Probe war. Er fühlte sich aber doch nicht in der Stimmung, eine Vorlesung mit geeigneter Aufmerksamkeit zu verfolgen, und beschäftigte sich zu Hause mit der Lectüre eines wissenschaftlichen Werkes, wobei freilich die Gedanken häufig anders wohin gerichtet waren, als auf den gelehrten Inhalt des vor ihm liegenden Buches. Er wurde in seiner Beschäftigung durch den Eintrit des Dienstmädchens unterbrochen, welches ihm ein eben abgegebenes Billet vorlegte. Dasselbe öffnend, las er:

„Lieber Baron! Im Auftrage Mamas bitte ich Sie, uns heute Mittag 1 Uhr das Vergnügen Ihrer Tischgenossenschaft zu schenken. Zwischen Suppe und Braten soll ein Conseil, die musikalischen Abende betreffend, abgehalten werden.

Daß die Einladung so spät kommt, wollen Sie als echter Hausfreund nachsichtig beurtheilen. Mit bestem Gruße Ada v. Bodenhausen."

Die Einladung kam Hallstedt nicht bloß deshalb willkommen, weil er in der Familie Bodenhausen gern verkehrte. Nach den Mittheilungen seiner Tante konnte er dort wichtige Auskünfte erlangen. Die

Leute waren zwar viel zu tactvoll, um im Klatsch-basenstile mit einem »Wissen Sie schon?« von freien Stücken auszukramen, um so mehr, als sie seine Stellung zu Margarethe Teczky einigermaßen ahnen konnten. Aber er zweifelte nicht, durch ein geschicktes Sondiren Andeutungen und Winke zu bekommen, welche nach einer oder der andern Richtung werthvoll waren. Unmittelbar von dort weg wollte er dann zu Margarethe gehen.

Gleich nach seiner Ankunft im Hause des Hofrathes begab man sich in den kleinen, im reichsten Renaissancestile ausgeführten Speisesalon, dessen durch die dunkle Tapete von gepreßtem Leder und dem schwarzbraun getäfelten Plafond bewirktes Halbdunkel dem Raume, trotz der prunkenden Pracht des reich geschnitzten Buffets mit den werthvollen, alterthümlichen Gefäßen und Geschirren, des kostbaren Fußteppichs und der als Portièren dienenden echten Gobelins, einen familiär gemüthlichen Charakter gab, familiär gemüthlich, wie es grands seigneurs und deren Damen verstehen. Hallstedt war der einzige Gast. Man unterhielt sich zunächst in einem gleich-

gültigen Gespräche; der Hofrath machte dann den Baron auf eine interessante Elfenbeinschnitzerei aufmerksam, die er bei einem renommirten Antiquitätenhändler kürzlich gesehen habe, und knüpfte daran ein fachgemäßes Gespräch über die Schnitzkunst. Die gediegene, aber doch im familiären Stile gehaltene Mahlzeit näherte sich bereits dem Ende, als Ada Veranlassung nahm zu fragen, was es denn mit den musikalischen Abenden sei.

„Ach so!“ sagte der Hofrath lächelnd. „Du bist um deinen Schützling besorgt, der sich so wenig beschützen lassen will!“

Hallstedt erfuhr jetzt zum erstenmal von Adas Absichten mit Hertinger. Er konnte seine Verwunderung nicht verbergen, und Ada erklärte daher gleichsam zur Entschuldigung:

„Seine Mittheilung, daß er musikalisch sei, brachte mich auf den Gedanken, ihn zu uns zu ziehen. Wenn ein so bescheidener Mensch sich als musikalisch bezeichnet, darf man versichert sein, daß er es in genügendem Maße ist; er würde sonst keine Erwähnung wagen.

Wir haben aber jedes Jahr unsere Noth mit der

Zusammenstellung der ausübenden Kräfte für diese Abende gehabt. So wären wir heuer zum erstenmal in der angenehmen Lage, von Anfang an über ein durchaus verlässiges Künstlerpersonal zu verfügen. Sie, Herr Baron, ein bekannter Meister auf dem Cello, Monsieur Hertinger ein verlässiger Violinspieler, Fräulein Teczky als Vertreterin des Gesanges außer jeder Discussion, am schlechtesten ist noch das Piano durch mich besetzt. Meine Idee ist also eine eminent praktische, ganz abgesehen davon, daß ich es mir zum Verdienste mache, einen solchen jungen Mann, der seiner Bildung nach in unsere Kreise gehört, in die angemessene Sphäre zu bringen, um ihm Gelegenheit zu seiner gesellschaftlichen Ausbildung zu geben. Die Meisten seiner Collegen denken nur an das Brodstudium und wollen gar nicht auf gesellschaftlichem Gebiete Früchte pflücken, auf deren Aneignung sie durch ihre wissenschaftliche Bildung ein Anrecht haben. Bei diesem Hertinger habe ich aber gewisse deutliche Zeichen bemerkt, daß er möchte, wenn er könnte, d. h. wenn man ihm animirend entgegenkommt."

Ada hatte diese Erklärung, den Kopf auf das dunkelgrüne Lederpolster des hochlehnigen Stuhles gestützt, in dem langsamen, halblauten Tone der blasirten Weltdame abgegeben, ohne daß auch die geringste Modulation ihrer Stimme eine besondere Erwärmung für den Gegenstand ihrer Rede verrathen hätte. Gleichwohl nahm sie mit Genugthuung eine beifällige Mimik des neben ihr sitzenden Barons wahr. Diesen Beifall auch in Worten zu äußern, wurde Hallstedt verhindert, indem der Hofrath bemerkte:

„Ich lasse dich diese Marotte gern ausführen. Meinetwegen magst du deinen Protégé auch zwangsweise hierher einliefern lassen, da er zu einem freiwilligen Besuche keine Lust zu haben scheint. Deine Theorie von der Berechtigung desselben, in unsere Kreise zu kommen, ist aber doch noch einer Discussion fähig. Es hätte, wie ich schon einmal sagte, Consequenzen, zu denen ich mich nicht bekennen möchte, die sogenannte wissenschaftliche Bildung mit der gesellschaftlichen zu identificiren. Allen Respect vor meinen Zuhörern auf der Universität, was ihre wissenschaftliche Bildung und

meine Stellung als Professor zu ihnen anlangt. In meine Salons aber möchte ich die Verhältnisse des Hörsaales nicht so complet übertragen. Ganz abgesehen davon, daß ich in meinem Privatleben noch andere Gesichtspunkte beachtet wissen will, als den des Universitätsprofessors, ist auch die Stellung des Lehrers und des Gelehrten eine doppelte. Die erstere ist demokratisch, die letztere aber entschieden aristokratisch.

Viele meiner Collegen übertragen das Aristokratische auch auf den Katheder und werden dadurch ungenießbare, unpopuläre Carricaturen. Auf dem Katheder bin ich entschieden Demokrat, d. h. ich verstehe mich mit meinem Publikum. Als Gelehrter aber halte ich die Exclusivität allen jenen Elementen gegenüber für absolut nothwendig, welche in der socialen Stellung mir kein Aequivalent bieten und auch keine eigentlichen Adepten der Wissenschaft sind, sondern nur bei uns sich das nöthige Material zum künftigen Berufe, d. h. Broderwerbe suchen. Den sogenannten Studentenvater zu spielen, wie es zeitweise Mode bei uns war, heißt sich nutzlos verallgemeinern, mit geschmacklosen oder langweiligen Situationen

sich quälen, ohne den Betreffenden selbst einen wesentlichen Dienst leisten zu können. Das Aufhören der Universitäten als selbstherrliche Körperschaften hat die Beziehung des Universitätslehrers und des Studenten verändert. Beide sind jetzt Glieder der als bürgerliche Gesellschaft bezeichneten Gesammtheit und treten hier in Rubriken ein, welche eine intime Verbindung des Einen mit dem Andern nahezu unmöglich machen. Der Student als solcher ist gesellschaftlich ein vollkommen untergeordneter Factor, der Gelehrte hat die Berechtigung, sich den obersten Elementen der socialen Rangordnung beizugesellen. Die Popularität eines Professors wird damit dasselbe, wie die eines Verwaltungsbeamten in seinem Ressort, keine familiäre im alten Stile. Die noch bestehenden Institutionen, welche ein familiäres Verhältniß des Lehrers andeuten, sind Anachronismen, Antiquitäten, welche sich mit ihrer modernen Umgebung nicht vertragen. Es ist nicht Hochmuth, sondern die einfache Consequenz modernen Lebens, wenn man Katheder und Privatzimmer in dieser Beziehung unterscheidet."

„Sehr richtig!" lispelte die Frau Hofräthin. „Ich

interessire mich persönlich lebhaft für die studirende Jugend, soweit es sich um humane Aufgaben handelt, und es ist mir immer ein Vergnügen, zu erfahren, daß ein talentvoller junger Mann materielle Förderung seiner Ziele erfährt. Mein Mann speciell bemüht sich mehr als irgend einer seiner Collegen um diese humanitären Aufgaben der Universität!"

„Das ist auch ein anderer Fall!" unterbrach der Hofrath seine Frau. „Hier handelt es sich um eine bedeutungsvolle Aufgabe von socialem Interesse, und sich ihr aus Indifferenz entziehen, wäre meines Erachtens eine Verkennung der eigenen Stellung. Ich liebe den Studenten und habe eine große Theilnahme für die studentischen Verhältnisse, während mancher College in der Ausschließlichkeit seiner gelehrten Zwecke solche praktische Aufgaben ignorirt, den Regierungsbehörden Alles überlassend. Das hat aber mit meinem Salon nichts zu thun."

„Wir sind aber weit von unserm Thema abgekommen!" sagte jetzt Ada.

„Daran warst du schuld!" entgegnete ihr Vater.

„Es ist eben ein Fehler, eine Laune, eine Caprice, wie die deinige, sofort durch allgemeine Theorieen zu vertheidigen. In diesem einzelnen Falle habe ich ja um so weniger etwas gegen dein Begehren, als der junge Mann uns einen wesentlichen Dienst zu leisten in der Lage ist."

„So ganz sans façon können wir deinen Protégé doch nicht citiren!" sagte die Hofräthin. „Er muß doch erst Besuch machen!"

„Er traut sich eben nicht!" antwortete Ada und wandte sich dann an Hallstedt:

„Herr Baron, Sie sind gewiß so freundlich und bringen den scheuen Vogel einmal mit? Es ist ihm dann die Sache erleichtert, wenn er in Begleitung kommt, und wir haben unsern Zweck erreicht!"

„Mit Vergnügen!" entgegnete Hallstedt.

„Du mutheſt dem Baron etwas zu viel zu!" sagte die Hofräthin. „Der junge Mann ist doch kein Begleiter für Baron Hallstedt."

„Wenn er unser Gast werden soll?" frug Ada lächelnd.

„Da haben wir die Consequenzen!“ sagte der Hofrath ironisch.

„Herr Hertinger ist mein Commilitone! Ich sehe nicht ein, warum ein Student nicht mit dem andern sollte gehen können! Seit neuester Zeit stehen wir sogar sehr freundschaftlich miteinander!“ entgegnete der Baron.

Der Hofrath und die Hofräthin sahen erst diesen, dann gegenseitig sich selbst verwundert an.

Hallstedt war geradezu überrascht gewesen, als der Hofrath seine Anschauungen aussprach, derselbe Hofrath, welcher in studentischen Kreisen seiner leutseligen Liebenswürdigkeit wegen besonders beliebt war. Zum erstenmal wurde er an dem von ihm hochverehrten Gelehrten irre. Es war ihm sehr willkommen, durch die letzte Rede der Hofräthin Gelegenheit zu bekommen, sich mit den weniger gut situirten, sogenannten Brodstudenten solidarisch erklären und die ihm wenig erfreuliche Meinung corrigiren zu können, als betrachte er sich der übrigen Studentenschaft gegenüber in einem privilegirten Ausnahmszustande. Der Hofrath und seine Gattin waren von Letzterem um so mehr überzeugt, als die bei

ihnen verkehrenden studirenden Söhne vornehmer Eltern, wenn sie noch lange nicht über den Reichthum und die selbständige Position wie Hallstedt verfügten, sich von den »Studenten« im allgemeinen ganz ausdrücklich unterschieden, und von ihnen auch gesprächsweise niemals wie von Collegen redeten. Die Auffassung Hallstedts war etwas Neues, eine Originalität des jungen Cavaliers, die man nicht hatte erwarten können, welcher gegenüber man sich jetzt sehr unbehaglich fühlte.

Der Hofrath fand dieses Gemeingefühl ganz außerordentlich lobenswerth, beklagte die moderne Zersplitterung der studentischen Kreise, die falsche Scham mancher Leute, Studenten zu heißen, sprach dann ein Langes und Breites über die Bedeutung der studirenden Jugend, die Poesie und die erzieherische Kraft des Studentenlebens, die ideal-demokratische Idee des Studenthums als Republik der gelehrten Bildung, kurz, er that das Möglichste, die Wirkung seiner voreilig offenherzigen Aeußerungen abzuschwächen. Die Hofräthin wurde geradeswegs sentimental in der Schilderung, welche sie von dem Leben des »armen« Studenten entwarf, ja sie sah gerade im

armen Studenten den Triumph des deutschen Idealismus, wobei sie jedoch wohlweislich verschwieg, daß ihr dieser Triumph des deutschen Idealismus nur vom Hörensagen bekannt war.

Ada beobachtete lächelnd den Eifer ihrer Eltern, einen faux pas gut zu machen. Sie hatte den Baron besser durchschaut als jene und freute sich im Stillen über ihr größeres Talent.

Indessen brachte es die Hofräthin mit staunenswerther Virtuosität zustande, ihre geistreich-gefühlvolle Rede mit einer lebhaften Aufforderung an Hallstedt zu schließen, er möge seinen jungen Freund nur recht bald mitbringen, und der Hofrath schloß sich dieser Aufforderung an, indem er sagte, Hertinger sei durch die Freundschaft »unseres lieben Barons« aufs Glänzendste empfohlen.

Die gut gelaunte Ada meinte nun neckend, über die musikalischen Abende sei noch immer nicht endgültig berathen, man wisse den Tag noch nicht, an welchem sie regelmäßig stattfinden, und ebensowenig, ob sie für einen größeren oder kleineren Kreis berechnet werden sollten. Der Hofrath erklärte sich entschieden für das

Erstere, und nun fingen beide Damen an, die Einzuladenden aufzuzählen.

„Staff!“ nannte Ada nach einer längeren Liste.

„Natürlich! Obwohl er nicht musikalisch ist, muß er eingeladen werden!“ sagte die Hofräthin.

„Darüber kann kein Zweifel sein!“ mischte sich der Hofrath ein. „Staff ist einer unserer treuesten Hausfreunde!“

„Und eben deshalb“, bemerkte die Hofräthin, „wäre es unaufmerksam gegen ihn, die Teczky allein einzuladen.“

Hallstedt horchte auf, bemühte sich aber, möglichst unbefangen zu erscheinen.

„Natürlich! Man darf ihm doch keine Gelegenheit zur Wiederholung seines Heirathsantrages verkümmern!“ sagte Ada.

„Die wird er, glaube ich, auch ohne uns finden!“ sagte der Hofrath heiter.

„Du bist in neuerer Zeit sehr piquirt gegen Staff!“ wendete sich die Hofräthin an ihre Tochter.

„Durchaus nicht!“ entgegnete diese. „Mich amüsirt

es nur, ihn in der Rolle des ewigen Freiers beobachten zu können!"

„Die Ewigkeit wird nicht lange dauern!" meinte die Hofräthin.

„Und inzwischen wird er sich auch nicht übel befinden!" scherzte der Hofrath.

Ada senkte die Augen; die Hofräthin lächelte abwehrend.

Hallstedt, welcher die ganze Zeit hindurch Foltern gelitten hatte, gewann es endlich mit ungewöhnlichem Aufwande von Selbstüberwindung über sich, anscheinend ruhig, ja sogar mit einem Lächeln auf den Lippen zu fragen, was denn eigentlich mit Fräulein Teczky vorgehe. Er hörte nun dasselbe, was ihm bereits seine Tante erzählt hatte, nur noch präciser, mit der bedeutungsvollen Zuthat, daß Staff den Inhalt seiner Unterredung mit der Sängerin wörtlich mitgetheilt habe. Er erfuhr zwar diesen Wortlaut nicht, allein die Wendung, welche das Gespräch nunmehr nahm, wirkte nicht minder überzeugend. Statt der anfänglichen Redeweise, welche einen Schimmer von Medisance an

sich trug, begannen der Hofrath und seine Frau einen sehr ernsthaften Ton anzuschlagen, welcher, von entschiedenem Wohlwollen für Staff und Margarethe zeugend, die früheren Worte als harmlos gemeinte Scherze des leichtlebigen Paares erklärte. Ada verhielt sich völlig passiv. Hallstedt litt unter jedem Worte des Hofrathes und der Hofräthin wie unter einem Dolchstiche, obwohl oder vielmehr weil Alles in einer so würdigen, geistig vornehmen Naturen angemessenen Weise gesprochen wurde. Sie rühmten Staffs Geschmack und fanden, daß er keine bessere Wahl hätte treffen können. Dann wurde Margarethe gerühmt und zwar in einer Weise, welche ihm rasenden Schmerz bereitete, daß er hätte aufschreien können. Die Herrschaften stellten sich auf den über alltägliche Engherzigkeit erhabenen Standpunkt freisinniger Lebensanschauungen und fanden es ebenso klug, daß die junge Künstlerin sich selbst und Staff noch Zeit für die Verfolgung ehrgeiziger Ziele gönnen wolle, bevor sie auf die freiere Bewegung verzichte, wie sie es zart, aber durchsichtig andeuteten, daß in ihren Augen es eher als Zeichen geistiger Bedeutung

wie als Fehler gelte, wenn sie, trotz dieser aus praktischen Gründen hervorgehenden Abneigung gegen die Ehe, dem Doctor keine Unterdrückung seiner zärtlichen Gefühle zumuthe, dieselben vielmehr erwidere. Die Hofräthin sprach sich über diesen Punkt sogar ziemlich weitläufig aus, schoß satirische Pfeile gegen die spießbürgerliche Medisance ab, welche Alles in den Koth zieht, was sie nicht versteht, statt eigen geartete Verhältnisse auch eigenartig zu beurtheilen, und bezeichnete Margarethens Verhalten als das Zeichen einer groß angelegten Natur, welche, zu stolz, um die gesellschaftliche Heuchelei mitzumachen, mit einer imposanten, »antiken« Naivetät sich über die Alltäglichkeit erhebt. Der Hofrath führte in geistvoller Weise diesen Ideengang seiner Frau zu einem Excurse über philosophische und gesellschaftliche Moral fort und gab eine brillante Illustration des Goetheschen Wortes: »Eines schickt sich nicht für Alle!« bei welcher der Zweck durchblickte, etwaige Mißverständnisse Adas zu verhüten.

So wurde Hallstedts Glück durch eine geistreiche, vorurtheilsfreie, wohlwollend vertheidigende Methode

grausamer zerpflückt, als die boshafteste Medisance es vermocht hätte. Er duldete, ohne mit einer Miene nur zu verrathen, wie es um ihn stand. Doch so weit vermochte er weltmännische Verstellungskunst nicht zu üben, daß er sich selbst an dem Gespräche betheiligt hätte. Man schien aber seine Schweigsamkeit nicht weiter zu deuten. Die Mahlzeit ging unterdessen zu Ende. Als der Kaffee servirt wurde und Ada, während die Mutter den tiefdunklen Trank in die durchsichtigen, kleinen Tassen goß, aus des Hofraths Arbeitszimmer Cigarren holte, welche sie auf einem alterthümlichen Tellerchen von englischem Zinn auch eigenhändig anbot, wurde der bisherige Gesprächsgegenstand fast plötzlich fallen gelassen. Staffs literarische Thätigkeit, von Ada beiläufig mit einer unbedeutenden Bemerkung berührt, gab Anlaß, sich über die wenigen literarischen Capacitäten der Stadt zu unterhalten. Hallstedt gewann es endlich über sich, hier und da ein Wort einfließen zu lassen, während die Kosten des Gespräches hauptsächlich vom Hofrath bestritten wurden, welcher in der ihm eigenthümlichen Verbindung weltmännischen Witzes und gelehrter Sach-

kenntniß seine intime Vertrautheit mit den betreffenden Persönlichkeiten zu einer Art von Unterhaltung benutzte, welche am zutreffendsten als behagliche Bosheit bezeichnet werden konnte. Diese von ihm sehr beliebte Gesprächsweise hatte sonst auf Hallstedt immer einen pikanten Reiz ausgeübt, heute fühlte er sich so wenig angeregt dadurch, daß zuletzt der Hofrath selbst durch seine nur nothdürftig verhehlte Theilnahmslosigkeit die Plauderlust verlor. Die Hofräthin erhob sich und frug den Baron: „Sie bleiben doch noch ein Weilchen bei uns?" Als dieser durch eine Verneigung geantwortet hatte, entschuldigte sie sich mit kleinen häuslichen Obliegenheiten, ließ sich gleich dem Hofrath von Ada auf die Wange küssen und verließ mit einem »Auf Wiedersehen!« das Zimmer.

„Wollen Sie eine Partie Schach spielen?" frug Ada.

„Sehr gern!" lautete die Antwort.

Die beiden jungen Leute schritten der tiefen Fensternische zu, wo zwischen zwei geschnitzten Tabourets mit stilgerecht gestickten Seidenpolstern ein reizendes Tischchen

von Ebenholz, mit Elfenbein eingelegt, stand. Auf demselben war ein Schachbrett mit silbernen Figuren aufgestellt, gleich allen übrigen Gegenständen im Zimmer eine Antiquität. Der Hofrath sah dem Spiele eine Weile mit Interesse zu und entfernte sich dann sans phrase. Der Bediente ging noch eine Weile, den Tisch und das Buffet ordnend, hin und her. Dann waren die Spielenden allein.

Hallstedt spielte zerstreut und machte die gröbsten Fehler.

„Sie haben keine Cigarre mehr!“ sagte Ada nach einer Weile und schickte sich an, nach dem Buffet zu gehen, wo der Bediente das Tellerchen hingestellt hatte. Der Baron kam ihr zuvor, und sie ließ sich wieder auf das Tabouret nieder, von welchem sie sich halb erhoben hatte. Während er am Buffet mit Abschneiden und Anzünden der Cigarre beschäftigt war, trat ihm, trotz der ihn momentan beherrschenden Stimmung, der malerisch schöne Effect des Tableaus in der Fensternische so auffällig entgegen, daß mit dem Auge eine kleine Weile auch der Gedanke dadurch gefesselt wurde. Durch die

schweren, dunklen Gardinen wurde die Nische zu einem geschlossenen, von dem übrigen Raume deutlich abgegrenzten Bilde, dessen Staffage, die braunschwarzen Fensterkreuze, die über den kleinen Scheiben hängenden alterthümlichen Transparentgemälde, das zierliche Schachtischchen, das leere Tabouret mit seiner von der Umgebung grell abstechenden Polsterung, der Teppich von gedämpftem Farbeneffecte, allein schon malerischen Reiz in sich trugen. Ada nun, den Kopf leicht in die Hand gestützt, blickte mit ihrem schönen Gesichte auf den Beschauer. Dasselbe war halb von den grellen Reflexen der Transparentbilder beleuchtet, halb von dem aus dem Zimmer in das Bild wirkenden clair obscur beherrscht. Die großen, feuchten Augen bekamen in diesem Lichte an einem kleinen, deutlich abgegrenzten Pünktchen einen Glanz, der wie ein elektrischer Funke aus der dunklen Umgebung herausblitzte. Den hier, in der Wirklichkeit geradezu blendenden Haupteffect, welchen man bei einem Maler ohne Zweifel unwahr oder wenigstens manierirt gefunden hätte, bildete aber das offen über ein dunkelblaues Kleid von schwerem Wollenstoff herabfallende

weißblonde Haar, welches durch seine unvermittelt contrastirende Farbe die coloristisch bewegte und sachlich interessante Staffage mit einfachster Naturwirkung in den Hintergrund drängte, so daß ein vorwitziger Kritiker ohne Zweifel von dem Gemälde behauptet haben würde, das ganze Bild sei um des eigenthümlich blonden Haares der Dame willen gemacht, während thatsächlich das Ensemble sehr wesentlich war, um Ada in einer so picanten Situation erscheinen zu lassen, wie ein Künstler sie nicht hätte glücklicher zu einem originellen Porträt erfinden können.

An seinen Platz zurückgekehrt, warf Hallstedt noch einmal einen Blick auf das ihm gegenübersitzende Mädchen, und denselben hinter den langen Wimpern auffangend, errieth Ada, daß ihr Spielgenosse sich jetzt dachte: »Sie ist doch sehr schön!«

„Aber so verlieren Sie Ihre Königin!“ warnte Ada nach einer Weile.

Hallstedt corrigirte seinen Zug. Zwei Minuten später sagte Ada: „Sie sind matt!“

Er warf einen Blick auf das Schachbrett und sagte

dann in einem zerstreuten Tone: „Sie haben gewonnen!“

„Soll ich Ihnen gleich Revanche geben?“ frug Ada.

„Wie Sie wollen!“ lautete die Antwort.

„Sie scheinen heute keine rechte Spiellaune zu haben!“ entgegnete Ada. „Wir wollen es auf ein andermal sparen! Plaudern wir ein wenig! Aber, ich glaube, Sie sind auch dazu nicht gestimmt.“

„Weshalb glauben Sie das?“ frug Hallstedt.

„Sie waren heute immer sehr schweigsam.“

„Das war Zufall.“

„Zufall?“ frug Ada und sah ihm scharf ins Gesicht.

Der Baron wandte sich, ihrem Blicke ausweichend, gegen das Fenster. Im selben Momente zuckte er heftig zusammen, und leichenblaß drehte er sich ab, um gleich darauf wieder auf die Straße hinabzusehen. Ada, die seinen Bewegungen gefolgt war, sah einen zweispännigen Schlitten in schnellem Trabe auf der Straße herabkommen, welche dem Hause gerade gegenüber einmündete. Noch ehe der Schlitten dicht vor ihren Augen um die Ecke bog, hatte sie als Insassen desselben Doctor Staff

und Margarethe Teczky erkannt. Sie konnte auch bemerken, daß Letztere einen flüchtigen Blick auf das Haus warf und dann den Kopf rasch zur Seite wandte.

Hallstedt bemeisterte seine hochgradige Aufregung nicht. Er wühlte mit der einen Hand nervös in den dunklen Haaren, mit der andern hielt er eine der Schachfiguren krampfhaft mit zuckenden Fingern umklammert.

„Das war der Zufall!“ sagte Ada, einen mitfühlenden Blick auf den Baron werfend.

Er sah sie starr an.

„Ich weiß Alles!“ fuhr sie fort und streckte ihm über den Schachtisch hinweg das Händchen entgegen, das er leise berührte. „Armer Baron! Es hat Ihnen schon heute Mittag weh gethan, was gesprochen wurde. Ich wußte längst, daß Sie Margarethe Teczky lieben, ohne daß Sie es mir sagten. Vielleicht ist es ein kleiner Trost, wenn ich Ihnen vertraue, daß der Schlag, der Sie trifft, auch mich getroffen hat.“

„Wie?“

„Ja! Ich liebte Staff und glaubte mich von ihm

geliebt. An jenem Abende, als er die Teczky zum erstenmal sah, fühlte ich, daß eine schwere Stunde kommen würde, und sie kam bald. Wir sind Leidensgenossen!"

Hallstedt legte seine Finger fester um die zarte, blasse Hand und sagte:

„Leidensgenossen! Nun wohl, ich trage den schwereren Antheil! Ich bin auch der Stärkere!"

„Ich bringe noch das Mitgefühl zum eigenen Schmerze mit, Ihnen tragen zu helfen!"

„Ich danke Ihnen, Fräulein! Es ist sonst nicht gut, mit einer Dame von seinem Herzeleid um eine Andere zu sprechen. Ich will auch nicht mehr davon reden!"

„Sie sollen reden! Halten Sie mich für ein so kleinliches Geschöpf? Hat eine schlimme Erfahrung Sie gegen unser ganzes Geschlecht mißtrauisch gemacht?"

„Sie hat noch viel mehr gethan!"

„Um so mehr müssen Sie sprechen, müssen Sie Jemand haben, mit dem Sie darüber sprechen können."

„Ach, Fräulein! Sie haben einen süßen Mädchentraum verloren. Wenn ich Ihnen schildern würde, was ich verloren, ich würde unrecht thun. Ein so hoffnungsvolles junges Wesen, wie Sie, soll nicht den Muth verlieren, mit leichtbeschwingter Seele weiterzufliegen, indem man ihm die Empfindung eines von Wolkenhöhen Stürzenden schildert."

„Nicht doch! Sie sollen mir Ihr Herz ausschütten! Sind wir denn uns gar so fremd, hat unser Verkehr so wenig Vertrauenerweckendes bisher für Sie gehabt, daß Sie Ihr eigenstes Empfinden vor mir verschließen zu müssen glauben? Dann will ich nicht weiter in Sie dringen und bedaure meine voreilige Tactlosigkeit, mit der ich vorhin mich in Ihre Angelegenheiten mischte."

Ada entzog bei den letzten Worten dem Baron ihre Hand, die sie bisher nicht nur in der seinen hatte ruhen lassen, sondern im Eifer der Rede zuweilen sogar zu einem verständnißinnigen Druck verwendet hatte.

„Mein Gott, Fräulein!" rief Hallstedt lebhaft. „Ich weiß Ihre Theilnahme besser zu schätzen, als ich es im Augenblick sagen kann. Sie enthüllt mir eine neue

schöne Seite Ihres Wesens. Nicht Mangel an Vertrauen, Rücksicht für Ihre glückliche Jugend ist es, was mich schweigen heißt!"

„Glückliche Jugend!" sagte Ada mit einem ironischen Lächeln.

„Was Ihnen begegnete", antwortete Hallstedt, „war eine Wolke, die einen Augenblick verfinsternd über die Sonne zog, die nachdem wieder in altem Glanze leuchtet."

„Aber so lange es finster ist, ist es gut, wenn man nicht allein ist. Das gilt vor allem für Sie. Ihnen wird auch die Sonne wieder heller glänzen. Die dunkle Zwischenzeit wollen wir Eins dem Andern erleichtern. Wir sind ja Weltkinder, sind dazu erzogen worden, uns zu maskiren, mit lachender Larve aufzutreten, wo wir weinen möchten. Da thut es gut, wenn man sich aus der Comödie in einen Winkel zu einem Andern flüchten kann, bei dem man die zwingende Larve ablegen, das natürliche, traurige Gesicht zeigen darf. Versuchen Sie es! Das Bewußtsein, daß ich um Ihren Zustand weiß, daß ich mit Ihnen fühle, wird Ihnen die Aufgabe erleichtern, der unglückseligen Teczky mit

der höflichen Miene des Weltmannes entgegenzutreten, während — —"

„Nie und nimmermehr!" fiel ihr Hallstedt in die Rede, und seine Augen öffneten sich weit, wie vor dem Anblick eines Entsetzlichen. „Ich kann sie nicht sehen, nicht athmen, wo sie athmet! Sie erinnern mich daran, daß in wenigen Tagen der Fall eintreten würde. Nun wohl, Fräulein Ada, ich kann nicht mit der Unseligen zugleich die Gastfreundschaft Ihrer Eltern genießen."

„Aber — —"

„Es ist ein Fehler, ein Mangel weltmännischen Talentes. Ich weiß es. Ich weiß auch, daß ich damit Ihren gegen mich so liebenswürdigen Eltern Verlegenheit bereite, aber ich werde eine Ausrede finden, die mich fern hält. Sie allein kennen den wahren Grund."

„Wenn einige Tage vorüber sind, werden Sie ruhiger denken."

„Ja, ich werde so weit beruhigt sein, daß ich am Ende ihm besonnen entgegentreten könnte, niemals aber ihr, niemals!"

„Sie müssen sehr geliebt haben!"

„Sehr! Wo ist das Wort, das sagen könnte, wie ich geliebt habe! Wo giebt's ein Wort, das jenes Gefühl eines Menschen benennt, der in jedem Athemzuge, in jedem Pulsschlag, im Zittern des kleinsten Nervenfädchens, in Allem und Allem, was menschlich ist, nur für, nur durch ein einziges Wesen lebt, das er zum alleinigen, Alles beherrschenden Inhalt seines eigenen Ichs hat, das ihn bestimmt, wie eines Gottes Wille die Weltgesetze, das eben sein Gott ist. Liebe, Glück, Ideal, das sind Namen, die einen Theil, nie aber das ganze Sein eines solchen Menschen bezeichnen, der, ist ihm dieses allmächtige Wesen genommen, sich in eine Wüste gestellt sieht, allein, jammervoll allein und rings um sich Nichts, Leere, entsetzliche Verlassenheit."

Hallstedt hatte diesen überschwenglichen Ausdruck seines Elends mit einer Leidenschaft in den Mienen, einer Gewalt des Tones in seiner zitternden, stöhnenden Stimme gesprochen, welche Ada halb ängstlich, wie vor dem Wahnsinne, halb die Kraft solchen Gefühles bewundernd zu ihm aufblicken ließ. Jetzt, als er geendet hatte, sank er wie erschöpft auf seinen Sitz zurück, und

auf den gekrümmten Mundwinkeln zuckte mühsam verhaltener Schmerz, das sonst in seiner stolz aufleuchtenden, selbstbewußten Lebensfreude so schöne Gesicht zu einem unsäglich traurigen Bilde entstellend. Da stand Ada mit einer heftigen Bewegung auf und ging einige Schritte in das Zimmer zurück, wo sie, dem Baron den Rücken kehrend, stehen blieb. Hallstedt achtete erst, vor sich hinbrütend, ihrer nicht. Ein zufälliges Geräusch ihres Kleides weckte ihn aus seinem Brüten, und er sah aus der Stellung ihres Armes, daß sie eine Hand vor die Augen hielt. Langsam ging er zu ihr.

„Sie weinen? Warum weinen Sie?“ frug er das Mädchen, das, als er vor ihr stand, noch einmal die Hand fest an die Augen drückte und ihn dann innig ansehend sagte:

„Wem thät's nicht weh zu hören, daß ein so reiches, warm empfindendes Herz nicht erkannt, noch mehr, erbärmlich getäuscht wurde!“

Hallstedt warf einen langen Blick auf sie. Dann faßte er ihre Hand und sagte leise:

„Ada! Wir Beide würden uns verstanden haben!“

Ada blickte zu Boden und sagte nichts. Nach einer kurzen Weile entzog sie ihm hastig die Hand und schritt der Thür zu. Er folgte ihr.

„Was wollen Sie thun?“ frug er. Sie blieb stehen. Er wiederholte seine Frage.

Sie sah ihn mit weit geöffneten Augen halb staunend, halb ängstlich an. Er stand gerade vor ihr.

„Lassen Sie mich gehen! Ich komme gleich wieder!“ flüsterte sie und wollte an seiner Seite vorbeigehen. Er verstellte ihr den Weg. Als sie wieder staunend zu ihm aufsah, sah sie eine feurige Glut in seinen Augen, die ihr das Blut in die Wangen trieb.

„Herr Baron . . .“ stammelte sie zurücktretend.

Da schlang er seinen Arm um sie. Sich vergebens wehrend, sagte sie:

„Herr Baron! Was thun Sie denn?“

„Ada!“ flüsterte er, sich zu ihr herabbeugend. „Ich weiß es selber nicht. Ich folge einem Zauber, einem räthselhaften Drange!“

Er fühlte, wie sie zitterte, während sie sich aus seinem Arme winden wollte.

„Um Gottes willen! Wahnsinniger! Lassen Sie mich doch!“ rief sie mit unterdrückter Stimme.

„Ich kann dich nicht lassen, Ada!“ sagte er, ihre Befreiungsversuche vereitelnd. „Mich dürstet nach deinen Lippen! Du warst nie so schön wie heute!“

In einem kurzen, schwachen Ringen zuckte der zarte Nixenleib in seiner Umarmung, dann sog sich sein Mund an den lautlosen, geschlossenen Lippen fest, als wollte er sich daran zu Tode trinken.

Wie bewußtlos lag Ada einen Augenblick, an allen Gliedern zitternd, in seinem Arme, als er sie geküßt hatte. Dann schlug sie die Augen auf und sah in die seinen, die gerade darüber leuchteten.

„Mein Gott!“ seufzte sie, und wie von geheimer Kraft getrieben, schnellte sie empor, schlang ihre Arme um seinen Hals, ihn ungestüm umklammernd, und küßte ihn mit einem Kusse, in dem alle Lebenskräfte des zarten Geschöpfes einen vollen, überschwenglichen Erguß zu suchen schienen.

Dann ſtanden ſie voreinander betäubt, gebannt, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft.

Ein geräuſchvoller Schritt vom Corridor gegen die Thür veranlaßte Ada inſtinctiv ſich zu ſetzen, während Hallſtedt einige Schritte von ihr entfernt ſtehen blieb.

So traf ſie die eintretende Hofräthin.

Ende des I. Bandes.

Gedruckt bei A. Bagel in Düsseldorf.

44.

FRITZ GÄHR Buchbinder
F. X. Beer Nachfolger
MÜNCHEN
Löwengrube 17.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Perfall, Karl <<von>>,

Vornehme Geister Roman von K. von Perfall

Bd.: 1

1883

P.o.germ. 1054-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11672114-9